

Technik und Kultur



ZEITSCHRIFT DES VERBANDES
DEUTSCHER DIPLOM-INGENIEURE



SCHRIFTFLEITER: Dipl.-Ing. CARL WEIHE, FRANKFURT A. M.

HEFT 10

BERLIN, 15. Oktober 1928

19. JAHRGANG

Reichsaußenminister *Dr. Gustav Stresemann*:

Zum Geleit!

Gern entspreche ich dem Wunsch des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure, die dem Saargebiet gewidmete Sondernummer seiner Zeitschrift mit einem Geleitwort zu versehen. Der Verband Deutscher Diplom-Ingenieure unterzieht sich mit der Herausgabe dieser Sondernummer einer Aufgabe, für die ihm auch die Reichsregierung Dank weiß und die hoffentlich vielfache Nachahmung finden wird. Um möglichst weite Kreise des deutschen Volkes mit dem Schicksal des Saargebiets, mit seinen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Problemen vertraut zu machen, kann gar nicht genug geschehen. Handelt es sich doch um deutsches Land, deutsches Volk.

Mit seinen reichen Kohlenschätzen, seiner hochentwickelten, weitverzweigten Industrie, seinem wohlorganisierten Handel und seinem blühenden Gewerbe hat das Saargebiet stets einen hervorragenden Platz in der deutschen Gesamtwirtschaft eingenommen. Durch den Versailler Vertrag, der das Gebiet vorübergehend aus der deutschen Verwaltung und der deutschen Zollgemeinschaft gelöst hat, sind notwendigerweise gewisse Änderungen eingetreten. Sie sind aber, wie wir heute, wo schon fast 9 Jahre der unfreiwilligen Trennung verstrichen sind, feststellen können, nicht tiefgreifender Natur und haben die Grundlagen der Wirtschaftsstruktur des Landes unberührt gelassen. Geblieben ist namentlich die innige, von der Natur vorgezeichnete Verflechtung der Saarwirtschaft mit der deutschen Gesamtwirtschaft. Die verschiedenen Saarzollabkommen, die die Reichsregierung geschlossen hat, sichern dem Gebiet diese Verbindungen, ohne die seine Wirtschaft verkümmern müßte. Mit gutem Grunde kann daher schon heute erklärt werden, daß die immer näher in den Gesichtskreis rückende Wiedereingliederung des Saargebiets in das gesamtdeutsche Wirtschafts- und Zollgebiet ohne wesentliche Schwierigkeiten vor sich gehen wird.

Was uns aber am Saargebiet unvergleichlich höher steht als sein materieller Reichtum, seine Wirtschaftsgüter und seine Technik, das sind seine Menschen. Nur mit Stolz können Deutsche von ihren Landsleuten an der Saar sprechen. Mögen in der Wirtschaft des Saargebiets einige unvermeidbare, oberflächliche Veränderungen zu bemerken sein, die Bewohner haben sich nicht geändert. Ihr Denken und Fühlen ist so rein deutsch geblieben, wie es im Laufe langer Jahrhunderte immer war. Im Gegenteil, das Bewußtsein, ein lebendiges, unlösliches Glied der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft zu sein, hat sich, sofern dies noch möglich war, in den Jahren der Verwaltungstrennung nur gefestigt. Bei jeder Gelegenheit ist es spontan zum Ausdruck gelangt, am erhebensten bei der Jahrtausendfeier der Rheinlande im Jahre 1925. Die Deutschen an der Saar haben selbst die beste Widerlegung der einstigen Behauptungen von einer „gemischten“ Bevölkerung des Saarlandes geliefert.

Noch dauert die unnatürliche Trennung an. Noch ist die Saarfrage ein Zukunftsproblem, dessen Lösung nicht einfach sein wird. Die Reichsregierung betrachtet es als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, diese Lösung sorgfältig nach allen Richtungen hin vorzubereiten mit dem Ziel, das Saargebiet, entsprechend dem klar bekundeten Willen seiner Bevölkerung, ungeteilt und ohne die geringste territoriale Beschneidung mit dem Vaterlande wieder zu vereinigen. Haben die vergangenen Jahre die tiefgegründete, keiner Lockerung fähige innere Verbundenheit des Saargebiets mit Gesamtdeutschland hundertfältig erhärtet, so können wir mit freudiger Zuversicht auch der äußeren Wiedervereinigung entgegensehen, auf die wir ein elementares, natürliches Recht haben.

Im Namen der Preußischen Staatsregierung äußert sich der Referent der Westabteilung im Ministerium des Innern, Ministerialrat *Emil Kirchmann* über:

Preußen und Saargebiet

Der Freistaat Preußen ist an dem Problem „Saargebiet“ besonders interessiert. Die Gruben, als „Reparation der im Weltkrieg von Deutschland begangenen wirtschaftlichen Verbrechen“, wie es in der französischen Denkschrift von 1919 heißt, den Franzosen zur Ausbeute überlassen, sind bis auf eine geringe Ausnahme preußischer Staatsbesitz gewesen. Sie werden es nach Beendigung des Völkerbundesregimes wieder werden. Territorial gehört der größte Teil des Saargebiets zur preußischen Rheinprovinz. Der südwestliche, kleinere Teil ist von der bayerischen Rheinpfalz abgetrennt worden.

Die Handlung der Diktatoren von Versailles bedarf in diesem Zusammenhang keiner besonderen Kennzeichnung. Es genügt festzustellen, daß ohne zwingende Notwendigkeit rd. 790 000 deutsche Menschen einem fremden Regiment unterworfen und ein wichtiges Wirtschaftsgebiet gewaltsam von seiner natürlichen Basis verdrängt wurde. Wir sagen: ohne zwingende Notwendigkeit! Denn die im Art. 45 des vierten Abschnitts des Versailler Vertrages vorgesehene Ersatzleistung

„für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich...“

hätte ohne Gefahr für Frankreich auf andere Art sichergestellt werden können, wenn es darauf allein angekommen wäre. In dem Zusammenhang ist die Feststellung, daß die zerstörten nordfranzösischen Kohlengruben ihre Friedensförderung längst wieder erreicht, teilweise sogar überschritten haben, interessant. Die Wiedergutmachung der wirtschaftlichen Schäden wäre durch eine entsprechend ausgestattete Lieferungsverpflichtung leicht zu sichern gewesen. Tatsächlich kam es den maßgebenden Männern, wie ja insbesondere die im „Saarstatut“ (die Anlage zu den Artikeln 45 bis 50 des Versailler Vertrages) für 1935 vorgesehene Abstimmung deutlich genug beweist, auf die politische Eroberung des Saargebiets an. Seit Ludwig XIV. erheben die Franzosen Anspruch auf das Saarbecken. Im Laufe der Zeit hat sich die Deklaration der Wünsche etwas geändert. Die Tendenz ist die gleiche geblieben. Die französischen Militärs und ihr politischer Troß träumen nach wie vor von der „Wiedervereinigung des Saargebiets mit dem Vaterlande Frankreich“.

In dem rund 2000 qkm großen Gebiet pulst stürmisches Wirtschaftsleben. Die Grundlage der Wirtschaft ist der Steinkohlenbergbau. Die Förderung betrug 1913 rd. 13 216 000 Tonnen. Sie hat sich unter französischer Direktion im Jahre 1926 nur unwesentlich gesteigert. Rund 250 000 Tonnen haben die Franzosen mehr herausgeschunden, trotzdem sie gegenüber dem Friedensstand die Belegschaft nicht unwesentlich — von rd. 56 000 auf 74 000 Mann — erhöht hatten. Grund: schlechte bergmännische Wirtschaft und Außerachtlassung der primitivsten bergbaulichen Wirtschaftsgesetze. Im Jahre 1927, dem Jahr der großen Kohlenkrise, wurde die Förderung durch unerhört viele Feierschichten, Lohnabbau und rücksichtslose Personalverminderung energisch

gedrosselt. Nach Angaben der Bergarbeiterorganisationen beläuft sich die Zahl der 1927 abgebauten — entlassenen und pensionierten — Knappen auf etwa 13 000. Zu einem erheblichen Teil rekrutieren sich die Arbeitslosen aus dem jetzigen Saargrenzgebiet, das von jeher als Lieferant von Arbeitskraft für die saarländische Industrie eine große Rolle spielte.

Die Absatzkrise des saarländischen Kohlenbergbaus resultiert aber hauptsächlich aus der Politik der Grubendirektion, die bewußt darauf ausging, das Saargebiet von seinem früheren natürlichen Markt abzudrängen. Während 1913 bei einem Eigenverbrauch von 39 Prozent Preußen und Süddeutschland 33 Prozent der geförderten Menge abnahmen und Frankreich und Elsaß-Lothringen zusammen 19 Prozent absorbierten, hat sich das Verhältnis bis 1925, wie folgt, geändert:

Saargebiet	36%
Süddeutschland	6%
Preußen	2%
Frankreich einschl. Elsaß-Lothr.	42%

1926, während des englischen Bergarbeiterstreiks, schien der Zustand wunschloser Glückseligkeit erreicht zu sein, bis sich im Jahre 1927 mit dem Wiederscheitern der englischen Kohle auf dem französischen Markt und der Steigerung der Produktion auf den wiederhergestellten nordfranzösischen Kohlengruben der Katzenjammer einstellte. Der süddeutsche Markt war zur Zeit des Lieferstreiks des Saarkohlenbergbaus von der Ruhr erobert worden. Im Saargebiet türmten sich in der Folge die Halden höher und höher. Als Rettungsmaßnahmen blieben nach der Meinung der französischen Bergwerksdirektion nur die weiter oben geschilderten rigorosen sozialen Maßnahmen.

Die einzige Möglichkeit, den auch von den Gutgesinnten jenseits der Grenze heute anerkannten politischen Fehler des Versailler Vertrages mit seinen verhängnisvollen wirtschaftlichen und sozialen Begleiterscheinungen zu überwinden, ist die Wiedereingliederung des Saargebiet in die deutsche Wirtschaft, die selbstverständlich die politische Rückführung zur Voraussetzung haben muß. Das wird spätestens 1935 erfolgen. An dem Resultat der Abstimmung, wenn sie wirklich dann noch durchgeführt werden sollte, zweifelt niemand mehr. Auch kein Franzose. Dem Deutschen Reich und dem Lande Preußen bleibt deshalb heute schon die Pflicht, diese Rückgliederung so früh und vorsorglich wie nur möglich vorzubereiten, damit der Prozeß selbst schnell und reibungslos vor sich geht. Ziel muß sein, dem Saargebiet genügend Raum in der deutschen Wirtschaft zu sichern. Vor allem muß die Saarkohlenproduktion in dem Maße beteiligt werden, wie sie ohne die gewaltsame Isolierung vom deutschen Markt wahrscheinlich wäre. Das Saargebiet hat einen Anspruch auf Berücksichtigung seiner Forderung auf Teilnahme an der Versorgung der deutschen Bevölkerung mit Kohle und Kohlenprodukten aller Art. Reich und Staat müssen sich

dieser Forderung annehmen, selbst unter Verletzung gewisser privatwirtschaftlicher Interessen.

Daß der Freistaat Preußen gewillt ist, den Interessen des Saargebiets gerecht zu werden, geht aus der Rede des Ministers Schreiber vor dem Hauptausschuß des Preußischen Landtags am 23. Februar 1928 einwandfrei hervor. Der Minister betonte nach dem Protokoll, „daß es ganz selbstverständlich sei, daß das Saarrevier nach wie vor als deutsches Wirtschaftsgebiet behandelt werden müsse, und daß man sich darauf einzustellen habe, daß bei der Rückgabe des Saargebietes die Kohlenwirtschaft des Saargebietes so schnell und so reibungslos als möglich wieder in die gesamte deutsche Kohlenwirtschaft eingegliedert werde. Deswegen müsse man auf das sorgfältigste jetzt schon die Fragen sowohl der Elektrizitätsversorgung wie der Gasfernversorgung so behandeln, daß bei der Rückgabe des Saargebietes unter keinen Umständen das Saargebiet zu Schaden kommen könne. Es müsse unser Ziel sein, die vorhandene Saarkohle, die in erfreulich großen Mengen zur Verfügung stehe, in weitestgehendem Umfange zu erschließen. Wenn man das tun wolle, dann müsse man selbstverständlich alle Möglichkeiten des Saarkohlenabsatzes so sehr ausschöpfen, als es nur irgend möglich sei.“ Und zu der Frage des Warndt, jenes Gebietes, in dem die Franzosen unter der Erde von Lothringen her die Saarkohle abbauen, sagte der Minister, die Verhältnisse dort führten dazu, „daß, obwohl die Belegschaft in den Saargruben unter der französischen Verwaltung stark zugenommen habe, gegenwärtig immer noch eine Anzahl deutscher Bergarbeiter in den lothringischen Gruben arbeiten müsse, nur weil das Warndtgebiet noch nicht aufgeschlossen sei. Er halte es für ganz selbstverständlich, daß die preußische Bergwerksverwaltung dieses südliche Saargebiet kohlenwirtschaftlich so erschließen müsse, sobald sie dazu in der Lage sei, daß diese deutschen Bergarbeiter, die jetzt in Lothringen arbeiten müßten, nicht mehr dorthin zu gehen brauchten, sondern in

die Lage versetzt würden, in ihrer deutschen Saarheimat selbst ihr Brot zu finden. Er glaube, daß das Reich und der Preußische Landtag die Preußische Staatsregierung bei den Maßnahmen, die dazu notwendig seien, jederzeit unterstützen würden.“

In der Frage der Elektropolitik rückte die Preußische Staatsregierung ebenfalls mit dem Saargebiet in eine Front. In Beantwortung der von den Sozialdemokraten im Preußischen Landtag eingebrachten großen Anfrage 258, die den Streit zwischen dem RWE und der Saarelektrowirtschaft betraf, stellte sie fest, daß „der überwiegende Teil der Bevölkerung, vor allem die für die Saarwirtschaft maßgebenden Kreise, sowohl bei der Arbeiterschaft, wie bei den Unternehmern, in dem Eindringen des RWE eine ernste Gefahr für die wirtschaftliche Zukunft des Saargebietes sähen“. Sie betont, daß „das Staatsministerium insgesamt und das Ministerium des Innern im besonderen diese Zustände mit ernster Sorge und reger Aufmerksamkeit verfolgen“ und fährt wörtlich fort: „Ungeachtet der Unmöglichkeit, auf die inneren Verhältnisse des Saargebietes Einfluß zu nehmen, ist die Preußische Staatsregierung gleichwohl bestrebt gewesen, den Besorgnissen der Bevölkerung des Saargebietes Rechnung zu tragen. Sie erwartet bestimmt von den Beteiligten, insbesondere dem RWE, daß sie sich ihrer nationalen Verantwortlichkeit nicht entziehen und, da geschäftliche Interessen hier nicht maßgebend sein können, auf die vorhandenen Schwierigkeiten die gebotene Rücksicht nehmen, um dem innerpolitischen Frieden im Saargebiet zu dienen.“

Das mag genügen, um Preußens besonderes Interesse an der baldigen Lösung des Saarproblems, aber auch seine besondere Aufgabe während und nach der Rückgliederung zu umreißen. Die Regelung, die man im Versailler Vertrag gefunden hatte, hat sich längst historisch als Irrtum, politisch als Dummheit, wirtschaftlich und sozial aber als Verbrechen herausgestellt. Alle Momente verlangen schleunigst „Wiedergutmachung!“.

Dipl.-Ing. K. F. Steinmetz:

Der Verband Deutscher Diplom-Ingenieure im Saargebiet

I.

Der Zusammenschluß der Diplom-Ingenieure zu einem zentralen Standesverband war nicht eine Konstruktion einzelner, und die Entwicklung des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure nicht eine Funktion einer mit allen Mitteln betriebenen Propaganda. Vielmehr lebte in zahlreichen Diplom-Ingenieuren der verschiedenen Fachrichtungen und Berufsstellungen seit Jahren das Bewußtsein, daß die durchaus unbefriedigende Stellung der technischen Akademiker in ihrer Gesamtheit wie auch die soziale Lage des einzelnen Diplom-Ingenieurs nur durch den Zusammenschluß auf berufsständischer Grundlage beseitigt werden könne. Wohl hatten die landesherrlichen Erlasse an der letzten Jahrhundertwende die Bildungsstätten der technischen Akademiker — die Technischen Hochschulen — in ihrer Bedeutung für Staat, Kultur und Wirtschaft gewürdigt und ihre Gleichstellung mit den älteren Universitäten ausgesprochen; wohl hatten diese

Erlasse klar die Hoffnung ausgedrückt, daß die Diplom-Ingenieure in der kommenden Entwicklung eine besondere Rolle spielen werden, daß sie berufen sind, neben den Ständen der anderen Akademiker mitzuarbeiten an den großen Aufgaben des Staates. Aber noch zehn Jahre später hatte sich nichts von diesen Erwartungen und Hoffnungen erfüllt. Daß die Umsetzung der grundlegenden Erlasse über die Bildung eines homogenen Standes technischer Akademiker höchster Leistung und Berufsauffassung in die Praxis nur durch einen Standesverband ermöglicht werden konnte, diese Erkenntnis war in den Diplom-Ingenieuren lebendig und mußte zur Verbanderrichtung naturnotwendig führen. Wie sehr überall der Drang zur Arbeit im Staate, zum Dienste am Volke lebendig war, bewies nach erfolgter Verbandsgründung der spontane Zusammenschluß zu Bezirksvereinen in den verschiedenen Zentren. Es ist natürlich, daß die ersten örtlichen Gemeinschaften in Brennpunkten starken technischen und industriellen

Lebens entstanden. So fanden sich die Diplom-Ingenieure bereits im ersten Lebensjahr des Verbandes zu gemeinsamer Arbeit zusammen in den Städten Düsseldorf, Berlin, Mainz-Wiesbaden, Frankfurt a. M., Köln, Hannover, Dortmund, Essen, Leipzig, Darmstadt, Aachen, München, Breslau, Hamburg-Altona, Osnabrück, Königsberg i. Pr. und nicht zuletzt in Saarbrücken.

II.

Für den 4. Juni 1910 hatte im Auftrage einer Anzahl Diplom-Ingenieure Herr Dr.-Ing. H. Becker in Völklingen zu einer Gründungsversammlung eines Bezirksvereins Saarbrücken die im Saargebiet ansässigen Diplom-Ingenieure nach dem Hotel „Altes Münchener Kindl“ in Saarbrücken eingeladen. Eine für die damaligen Verhältnisse stattliche Anzahl von 43 Diplom-Ingenieuren war der Einladung gefolgt und beschloß einstimmig die Gründung des „Bezirksvereins Saarbrücken“. Man hatte damit gerechnet, daß sich diesem Bezirksverein auch die Kollegen aus dem Gebiete Metz-Diedenhofen anschließen würden. Aber die dort ansässigen Diplom-Ingenieure hatten sich mit Rücksicht auf die die Zusammenarbeit immerhin erschwerende Entfernung entschlossen, einen eigenen „Bezirksverein Metz-Diedenhofen“ zu errichten, der dann auch bald darauf gegründet wurde.

Den ersten Vorstand des neuen Bezirksvereins Saarbrücken, der sowohl die Diplom-Ingenieure der Stadt Saarbrücken, wie auch der reichen industriellen Umgebung umfaßte, bildeten die Herren: Dipl.-Ing. Gascard (Oberingenieur der Firma Körting) als Vorsitzender; Dipl.-Ing. Peuker (Oberingenieur der Bergwerksdirektion Saarbrücken) als stellv. Vorsitzender, Dipl.-Ing. Wippermann (Ingenieur der Firma Ehrhardt & Schmer) als Schriftführer; Dr.-Ing. Becker (Hochofenassistent bei Röchling, Völklingen) als stellv. Schriftführer; Dipl.-Ing. Tobias (Ingenieur der Firma Heckel) als Kassenwart; Dipl.-Ing. Harth (Betriebsingenieur der de Wendel-Kleinsessel) als stellv. Kassenwart; Dr.-Ing. Drawe (Direktor der Firma Ehrhardt & Schmer) als Beisitzer.

Diese Kollegen haben sich durch ihre unmittelbare Mitarbeit am Verbandszweck besondere Verdienste erworben; es war ihrer selbstlosen Hingabe an die gemeinsame Sache der Diplom-Ingenieure beschieden, den Bezirksverein Saarbrücken zu einem wichtigen Gliede des Gesamtverbandes zu entwickeln und ihn in die erste Reihe der Bezirksvereine des Verbandes zu führen. Die rege Tätigkeit des Bezirksvereins-Vorstandes und die verständnisvolle Mitarbeit der Verbands- und Bezirksvereinsmitglieder hat den Diplom-Ingenieuren im Saargebiet und darüber hinaus vielfältigen Nutzen gebracht. Mit dem wachsenden Ansehen des technischen Akademikers in der Allgemeinheit stieg die Wertung technischer Arbeit; damit wurde der Boden vorbereitet, auf dem der steigende Einfluß des Technikers auf das öffentliche Geschehen, auf die künftige kulturelle Entwicklung wachsen konnte. Ein festes kollegiales Band hatte der Bezirksverein Saarbrücken um seine Mitglieder geschmiedet. Und die nach der nur kurzen Entwicklungszeit hereinbrechende große Not erwies die Festigkeit dieses Bandes.

III.

Die große Notzeit des deutschen Volkes traf den Westen des Deutschen Reiches und gerade das Saargebiet besonders hart. Krieg und Staatsumwälzung und deren nächste

Folgen gingen — wie am Gefüge des Verbandes — so auch an dem des Bezirksvereins Saarbrücken nicht spurlos vorüber. Wie überall im Reiche war auch der größte Teil der Mitglieder des Bezirksvereins Saarbrücken zu den Fahnen geeilt, und viel zu viele deckt die Erde in anderen Ländern. Den nach dem Kriegsende zurückgekehrten Diplom-Ingenieuren war durch die wirtschaftlichen und besonders politischen Verhältnisse die Berufs- wie auch die Standesarbeit sehr erschwert. Aber diese Umstände und namentlich die Gefahr, in die das Saargebiet durch das Diktat von Versailles versetzt wurde, schlossen die Reihen enger und fester. Dienst am Vaterland ist letzten Endes der Verbandszweck, und in diesen Dienst stellte sich vorbildlich der Bezirksverein Saarbrücken in der Pflege des Deutschtums, der Hütung deutscher Kultur, deutschen Wesens, in der Vorbereitung der Zukunft des Saargebietes im Rahmen des Vaterlandes, in das doch das Saargebiet als kerndeutsches Land wieder restlos zurückkehren wird.

In diesem Geiste fanden sich rasch wieder die Diplom-Ingenieure im Saargebiet zu gemeinsamer Arbeit zusammen und in der Arbeit im Verbandsverbande. Der rasche Aufstieg des Bezirksvereins Saarbrücken, nachdem die unmittelbaren Kriegsfolgen überwunden waren, ist dem Wirken namentlich der Herren Dipl.-Ing. Roemmich, des Gründers unserer früheren Bezirksvereine Straßburg i. E. und Metz-Diedenhofen, und Dipl.-Ing. Dachsold zu verdanken. Aufbauend auf dem Fundament, das die Gründer des Bezirksvereins Saarbrücken errichtet hatten, gelang es ihrer unermüdeten Arbeit, in kurzer Frist den Bezirksverein wieder auf die frühere Höhe und darüber hinaus zu führen, den alten kollegialen Geist wieder zu erwecken und die Mitglieder mit der Begeisterung zu erfüllen, die Vorbedingung für den Erfolg jeder Arbeit und die Erreichung der Ziele ist.

In den schwersten Zeiten des Verbandes, während des Einbruchs in das Ruhrgebiet und in der Inflation, war der Bezirksverein Saarbrücken eine wesentliche Stütze des Verbandes. Als der Verband dazu aufrief, die in Not geratenen Kollegen, die von der Besatzungsmacht vertriebenen und in die Gefängnisse geworfenen Diplom-Ingenieure zu stützen in ihrem Kampf um Recht und Freiheit, da standen die Kollegen des Saargebietes und der Bezirksverein Saarbrücken mit an der Spitze der Helfer.

Treue um Treue! Die deutschen Diplom-Ingenieure im Reiche werden nie ihre Kollegen an der Saar vergessen, sie sehnen die Stunde herbei, da sie wieder mit ihnen im Vaterland vereinigt sind, und sie werden alles aufbieten, daß diese Stunde nicht mehr ferne sei. Aus diesem Gedanken heraus hat der Verband seine Zeitschrift in den Dienst des Saarlandes gestellt!

Noch steht das Saargebiet unter fremder Gewalt, noch blitzen am Rhein die Bajonette fremder Soldaten, noch ist die Arbeit der Kollegen an Saar und Rhein erschwert durch den seelischen Druck und durch die besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse. Trotz alledem, alle belebt die Hoffnung, daß ihrer treuen Arbeit, ihrem unentwegten Aushalten der Lohn durch die Befreiungstunde erwächst.

In diesem Geiste wirkt der Bezirksverein Saarbrücken unter seiner heutigen zielbewußten Leitung. Auf den Schultern ihrer verdienstvollen Vorgänger stehend, arbeiten heute die Herren des Vorstandes unter der Führung des Herrn Dipl.-Ing. Reitböck (Direktor der Firma Röchling, Völklingen) am Aufbau der deutschen Zukunft des Saarlandes.

Kommerzienrat *Dr. rer. pol. h. c. Hermann Röchling* in Völklingen:

Die Wirtschaft des Saargebietes

Die Wirtschaft des Saargebietes beruht auf dem Kohlenvorkommen, das von Ottweiler über Neunkirchen, Sulzbach, Saarbrücken, Stieringen, Merlenbach, St. Avold, Falkenberg, Elwingen, Fletringen streicht. Zwischen Saarbrücken und Stieringen tritt das Kohlenvorkommen auf lothringischen Boden über. Die angegebene Linie stellt das Ausgehende nach Südosten zu dar, da südöstlich dieser Linie jüngere Gebirgsschichten die Steinkohle so stark überdecken, daß diese in absehbarer Zeit nicht mehr wirtschaftlich gefördert werden kann. Nordwestlich dieser Linie erstrecken sich die gewinnbaren Vorkommen auf etwa 15 bis 20 km Tiefe. Hieraus ergibt sich, daß das Saarkohlenvorkommen, das gewiß nicht zu den reichsten Kohlenvorkommen Deutschlands gehört, räumlich fast ebenso sehr in Lothringen wie im preußischen Saargebiet liegt. Beide Teile befinden sich zur Zeit in französischen Händen und machen sich auf den Märkten sowohl in Deutschland wie in Frankreich gegenseitig Konkurrenz.

Das Kohlenvorkommen im preußischen Teile des Saargebietes ist seit Hunderten von Jahren im Abbau begriffen und daher mit Ausnahme des Teiles südlich der Saar (Saarbrücker Stadtwald, Klarenthal und das Warndtgebiet) ziemlich genau übersehbar. Dagegen ist das große Warndtgebiet erst in neuerer Zeit, zum Teil auch vom französischen Staat, dem durch den Versailler Vertrag das gesamte Saarkohlenvorkommen auf 15 Jahre überlassen worden ist, untersucht worden. Dem Vernehmen nach ergab sich bei diesen französischen Bohrungen im Warndt eine Bestätigung der bisherigen Feststellung eines überaus reichen Kohlenvorkommens. Denn die Grube Velsen bei Groß-Rosseln birgt bereits einen Kohlenreichtum, wie er sonst im Saargebiete nur in Ausnahmefällen gefunden wird, und im Streichen dieses Kohlenvorkommens findet sich jenseits der lothringischen Grenze bei Merlenbach in einer Entfernung von etwa 10 km das ungeheuerlich reiche Vorkommen der Grube Sarre et Moselle, das jetzt den französischen „Erben“ der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden früheren Gesellschaft Deutsch-Luxemburg gehört. Was dazwischenliegt, muß also gleichfalls sehr gut sein. Daß die Franzosen ihre Bohrresultate nicht veröffentlicht haben, beweist für jeden, der die Franzosen kennt, daß dem so ist. Die französische Habgier, denn etwas anderes ist es nicht, hat sich aber nicht damit begnügt, daß ihr durch die Einverleibung Elsaß-Lothringens ein außergewöhnlicher Kohlenreichtum zugefallen ist, zu dessen Hebung bergmännische Erschließungsarbeiten zum Teil noch erforderlich sind. Nicht genug damit haben sich die Franzosen verleiten lassen, auch noch unter der deutsch-französischen Grenze durchzufahren, um mit allen Zeichen des schlechten Gewissens die Kohlen aus dem Saargebiete herauszuholen und auf lothringischer Seite zutage zu fördern! Dieser Kohlenraub erfolgt zum Teil durch vorhandene, der Grenze benachbarte Schächte (Peyrimhoff und de Wendel), zum Teil durch den eigens niedergebrachten Reumaux-Schacht, der dicht neben dem deutschen Grenzstein auf dem lothringischen Gebiet steht. Es ist erstaunlich, daß Frankreich und seine Staatsmänner sich haben entschließen können, einem solch unfairen Vorgehen der in Betracht kommenden Wirtschaftskreise zuzustimmen. Das letzte Wort über diese nur von schöner Habgier diktierte „Politik“ dürfte noch nicht gesprochen sein.

Die Saarkohle ist ihrem Charakter nach durchweg sehr gasreich. Was die Backfähigkeit anlangt, so steht sie etwa in der Mitte zwischen den besten oberschlesischen und der westfälischen Kohle, d. h. die Güte des ohne Beimengungen erzeugten Kokes muß als mittelmäßig bezeichnet werden. Der Koksverbrauch ist also bei den nur mit Saarkoks gespeisten Hochöfen höher als bei den Hochöfen, die mit Ruhrkoks gehen. Die Unregelmäßigkeit der Kohlen-

ablagerung, die verhältnismäßig große Zahl von Flözstörungen und einige sonstige Gründe, darunter die französische Betriebsweise der Grube, sind die Ursache, daß die bergmännische Arbeitsleistung im Saargebiet nur etwa 800 kg je Mann und Schicht beträgt gegen etwa 1200 kg in Rheinland-Westfalen — ein Verhältnis, das für die Saar außerordentlich ungünstig ist.

Ein weiteres ungünstiges Moment ist, daß das Saargebiet sehr erhebliche Eisenbahnfrachten zu bezahlen hat, ehe es zu seinen süddeutschen Verbrauchsgebieten gelangt, während die Ruhr durch den Rhein-Herne-Kanal und durch die ausgezeichnete Rheinstraße mit weniger als der Hälfte der Fracht wie die Saar nach Mannheim und darüber hinaus gelangt. Nur nach Frankreich hat die Saar eine Wasserstraße, die zwar nicht sehr leistungsfähig ist, ihr aber im Rahmen der Leistungsfähigkeit von 600 000 Tonnen im Jahre günstige Frachtmöglichkeiten gewährt. Es ist merkwürdig, daß der preussische Staat, der sich außerordentliche Verdienste um den Bergbau und die Bergbevölkerung des Saargebietes erworben hat, Verdienste, die in der treuen Anhänglichkeit der gesamten preussischen Bevölkerung an den Staat auch in der schwierigsten Zeit ihre Belohnung gefunden haben, nicht die Fähigkeit besessen hat, das Frachtenproblem für die Saar zu lösen. Gewiß war es für Preußen schwer, bei den widerstreitenden Interessen zweier Bergbaubezirke wie der Ruhr und der Saar eine Idealösung auf diesem Gebiete zu finden, gewiß wären die Schwierigkeiten ungeheuerlich groß gewesen, mit den süddeutschen Eisenbahnen, mit denen die preussisch-hessische Eisenbahngemeinschaft sich sehr schlecht vertragen, zu einer Verständigung zu gelangen — aber immerhin hätte manches in der Vergangenheit geschehen können, was die Gegenwart erleichtern würde. Aber uns interessiert die Gegenwart und die Zukunft und nicht die Vergangenheit. Deshalb muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß für das Saargebiet eine der größten Aufgaben der Zukunft die Lösung des Frachtenproblems zu unseren süddeutschen Verbrauchsgebieten für Kohle und die anderen Massengüter, wie Eisen, Thomasmehl, Glas usw., ist.

Um dieses Problem anzuschneiden, haben sämtliche Kreise der Saarbevölkerung verlangt, daß die Frage studiert werde, ob durch einen Kanal von Saarbrücken nach Ludwigshafen durch die Pfalz eine bessere und billigere Verbindung für unsere nach Süddeutschland gehenden Waren möglich sei. Die Möglichkeit der Durchführung dieses Projektes ist noch nicht geklärt. Aber heute schon muß erklärt werden, daß die Stimmen, die ab und zu laut werden und sagen: „Kanäle dürfen nur gebaut werden, wenn sie rentabel sind“ von uns die Antwort erhalten müssen: Es ist doch merkwürdig, daß alle möglichen unrentablen Kanäle gebaut wurden wie der Rhein-Herne-Kanal, der Lippe-Seitenkanal, und der Mittellandkanal (dessen Reststück von Hannover bis zur Elbe, trotz unserer Armut, im Bau ist), trotzdem diese Kanäle gewiß keine Kapitalrente abwerfen oder abwerfen werden. Man hat also alle möglichen Kanäle im Interesse des großen westfälischen Industriegebietes gebaut unter Nichtbeachtung der sogenannten Rentabilität. Bei den Kanalwünschen der Grenzmarken — Saargebiet, Aachener Gebiet und Westoberschlesien — jedoch wird sofort erklärt, nicht rentierende Bauten sind Luxusbauten, die nicht ausgeführt werden können. Wenn wir aber erwidern, daß die Eisenbahn uns konkurrenzfähige Tarife geben soll, dann wird auf die Daweslasten hingewiesen, die angeblich der Eisenbahn ein Entgegenkommen unmöglich machen. Es ist nötig, derartige Dinge einmal offen auszusprechen. Die Saarbevölkerung hat sich in der

Vergangenheit als außerordentlich treu und zuverlässig erwiesen und niemand, weder reich noch arm, denkt daran, sich diese Liebe und Treue zum Vaterlande irgendwie bezahlen zu lassen. Aber unsere Freunde im Reich müssen in aller Freundschaft darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um die Frage der Erhaltung eines Grenzgebietes handelt, das außerordentlich stark durch seine exzentrische Lage bedrückt wird. Also irgendwie muß hier ein Ausweg gefunden werden. Es ist uns der Vorschlag gemacht worden, man solle durch den Bau einer Schleppbahn von Saarbrücken nach Ludwigshafen den Verkehr stark verbilligen. Gewiß würden wir auch gegen diesen Plan nichts einzuwenden haben, wenn wir die Hoffnung haben könnten, daß durch ihn uns geholfen würde. Aber man kann sich kaum vorstellen, daß neben die zwei bestehenden Gleise der Eisenbahn, die gewiß nicht voll ausgenutzt sind, noch zwei Gleise gebaut würden, die ebenfalls nicht voll besetzt sein würden, sicherlich aber den beiden anderen Gleisen eine vollkommene Unwirtschaftlichkeit des Betriebes bescheren würden.

Vielleicht sind die Wege, die die französischen Bahnen mit so großem Erfolg dadurch beschritten haben, daß sie ganz außergewöhnliche Frachternormierungen unter der Bedingung gewähren, daß ihnen selber ein viel billigerer Betrieb erwächst, in unserem Falle, wenn auch nicht leicht anwendbar, so doch möglich. Die Franzosen haben das Prinzip, daß wenn ein Verfrachter jeden Arbeitstag im Monat eine gewisse Warenmenge von wenigstens 180 Tonnen an einen bestimmten Empfänger versendet, eine gewisse bescheidene Regelmäßigkeitsprämie gewährt wird. Wächst die regelmäßig versandte Menge auf 600 Tonnen, so sind es außerordentlich namhafte Rückvergütungen, die gewährt werden. Findet aber die Versendung in eigenen Wagen statt, so sind die Ermäßigungen so groß, daß die halbe Vorkriegsfracht für die Güter erreicht wird. Dieser Weg ist für beide Teile — sowohl für die Bahn, wie für die Verfrachter — außerordentlich nützlich. Die Eisenbahn erreicht durch die große Regelmäßigkeit eine starke Verbilligung des laufenden Betriebes, da sie in der Zeiteinheit gleichmäßig große Gütermengen fahren und infolgedessen die einzelnen Bahnstrecken sehr viel besser ausnützen kann. Zudem erspart sie enorm an den Rangierbahnhöfen. Es ist kein Vorteil, daß wir in Deutschland überall die ungeheuerlich großen Rangierbahnhöfe benötigen. Es hängt dies damit zusammen, daß wir es einfach nicht fertigbringen, unseren Verkehr so regelmäßig zu gestalten, wie es die Franzosen und Amerikaner durch ihre Tarifsysteme erreichen. Kommt man in eines dieser Länder und vergleicht die Größe der Rangierbahnhöfe mit der der unsrigen, so ist man immer erstaunt, mit wie wenig Raum und Kapital diese Völker die wirtschaftlichen Aufgaben der Eisenbahn leisten. Dazu kommt in Frankreich noch, daß die Eisenbahn die Sorge für die Beschaffung der Eisenbahn-Spezialwagen den Verfrachtern überläßt und damit dieses Problem außerordentlich vereinfacht. Im ganzen genommen sind die anderen Länder mit ihren Eisenbahnbetrieben uns meilenweit voraus, ohne daß diese geringere Überschüsse als bei uns aufweisen. Die Wirtschaft wird aber durch viel billigere Frachten unterstützt, als wir sie zu tragen haben.

Wie ist mit diesen Gesichtspunkten der Saarlirtschaft zu helfen? M. E. würde dies für den Kohlenabsatz so möglich sein, daß große Empfängergruppen in Süddeutschland, die wenigstens 15 000 oder 25 000 Tonnen je Monat nach einem Orte beziehen, sich zur gemeinsamen Verfrachtung zusammenschließen. Dann könnte die Eisenbahn, wenn sie die inneren Widerstände bei sich und die des Reichsverkehrsministeriums überwinden könnte, bestimmt dem Saarkohlenbergbau eine gewisse nicht unerhebliche Erleichterung schaffen. Es dürfte keine Schwierigkeit bereiten, den Kohlen- und Koksbezug der großen Industriegebiete von Ludwigshafen, Mannheim, Karlsruhe, Nürnberg,

Augsburg, Stuttgart usw. und der Gaswerke Süddeutschlands in den vorgenannten Städten, aber auch von Frankfurt, Mainz, Darmstadt und München, derartig zu organisieren, daß die in dem französischen Beispiel geschilderten Eisenbahnbedingungen erfüllt werden. Gelingt es nicht, irgendeinen der vorgezeichneten Wege zu gehen, so würde das Schlimmste für den Saarkohlenbergbau zu befürchten sein. Ich bin fest davon überzeugt, daß niemand, der irgendwo in Deutschland an verantwortlicher Stelle in Politik und Wissenschaft steht, gewillt ist, das Saargebiet im Stich zu lassen. Es kommt also darauf an, klar auszuarbeiten, welche Wege gangbar sind, sei es der Bau des Kanals oder der Schleppbahn oder der Frachternormierung der Eisenbahn, die ja selber keinen roten Heller dabei zuzusetzen braucht. Zweck dieser Zeilen ist, die Problemstellung herauszuarbeiten und die Wege zur Abhilfe immer und immer wieder zur Diskussion zu stellen. Daß die Abhilfe gefunden werden muß, ist kein Zweifel.

Was die Lage der Saar-Eisenindustrie anlangt, so hat sie sich erheblich durch die Tatsache verschoben, daß die saarländischen Erzgruben und Hochöfen in Lothringen durch den Vertrag von Versailles enteignet worden sind. Dadurch müssen die Saarlütten heute mehr als den doppelten Vorkriegspreis für die Minette bezahlen, für wahr eine schwere Belastung. Lediglich die der luxemburgischen Arbed gehörige Burbacher Hütte in Saarbrücken hat ihre eigenen Erzgruben in Algringen behalten können und befindet sich dadurch in besonders bevorzugter Stellung gegenüber den anderen Saarlüttenwerken. Jabrelang litt die Eisenindustrie und mit ihr die ganze übrige Industrie des Saargebietes unter der Tatsache, daß das Saargebiet zum französischen Zollgebiet gehört. Nur durch ständiges Entgegenkommen der deutschen Regierung war die Ausfuhr der Saarprodukte nach Deutschland möglich — ein Entgegenkommen, für das die Saarbevölkerung aufrichtig dankbar ist. Dankbar sei auch anerkannt die Haltung der deutschen Eisenindustrie, die aus vaterländischen Gründen, trotz entgegenstehender eigener Interessen der Einfuhr des saarländischen Eisens nach Deutschland nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegenstellte, sondern sogar in einzelnen Fällen direkt dazu half. In neuerer Zeit sind die Nöte der Saarindustrie hinsichtlich des Absatzes nach Deutschland durch den Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrages behoben worden.

Die Lehren der Vergangenheit beweisen deutlich, wie außerordentlich das Saargebiet an einem guten Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht, interessiert ist. Voller Interesse und mit Freude beobachten wir daher alles, was einer Verbesserung dieses Verhältnisses gleichkommt; mit Sorge erfüllt uns jede Verschlechterung dieser Beziehungen, besonders aber jede politische Veränderung, die in Frankreich die Freunde der Verständigung in den Hintergrund drängt. Leider haben wir, seitdem die Regierung Poincaré in Frankreich am Ruder ist, keinen Fortschritt des ehrlichen Verständigungswillens drüben entdecken können, wohl aber Maßnahmen mit dem offensichtlichen Zweck, alle Verständigungs- und Friedensgedanken zu sabotieren. Oder kann man bei einem Lande, das von einer solch hervorragenden politischen Disziplin ist wie Frankreich, annehmen, daß militärische Manöver im Besetzten Gebiet mit dem Kriegsplane, über das unbesetzte Deutschland herzufallen, nur Taktlosigkeiten großwahn sinniger Generale sind? Oder ist nicht vielmehr in Frankreich alles, auch in der Politik, bis ins kleinste geregelt, so daß das französische Gesamtministerium für derartige Dinge, die bedauerlicherweise kaum 14 Tage nach Unterzeichnung des Kellogg-Paktes passieren, die Verantwortung trägt? Will man auf diesem Wege beim deutschen Volke die Friedensbestrebungen auf das gründlichste diskreditieren und den Glauben an die Ehrlichkeit der französischen Unterschrift zerstören? Für wahr ein

frevelhaftes Spiel, das der Männer, die im französischen Ministerium den Ton angeben, wie Poincaré, Tardieu usw. durchaus würdig ist. Es ist auch kein Zufall, daß seitdem diese Leute regieren, selbst Herr Briand gezwungen wird, von der Genfer Tribüne des Völkerbundes aus Poincarésche Reden zu halten. Wir aber sollten uns hierdurch von unserem vorgefaßten Wege nicht abdrängen lassen und dafür sorgen, daß, wenn die deutsche Verständigungspolitik erfolglos bleibt, für alle Welt offensichtlich die Schuld bei den Männern der französischen Regierung liegt und sie die Verantwortung dafür tragen, wenn die tragische Kluft zwischen Deutschland und Frankreich verewigt wird. Dem französischen Volke muß dies klar werden, damit es Schluß macht mit den Leuten, die das Völker-

leben derartig vergiften. Das wütende Geheul der Pariser Boulevardpresse bei Gelegenheit der Genfer Abrüstungsdebatte beweist ja, wie sehr sich die französische Regierung im Unrecht fühlt und wie sehr sie fürchtet, daß die große Sehnsucht der Völker nach Friede und Abrüstung das satanische Spiel der Poincaré und Konsorten durchkreuzen könnte. Dies ist der beste Beweis für die Richtigkeit unserer konsequenten Verständigungspolitik, die allerdings auch von den Gegnern ihre Anerkennung durch die Abrüstung verlangt. Haben wir die nötige Geduld, so wird sich das durchsetzen, was ehrlich und anständig ist und was dem Schicksal der Völker dient. Und das ist der deutsche Standpunkt, der Versöhnung der Völker nicht durch Phrasen, sondern durch Taten verlangt.

Handelskammer zu Saarbrücken:

Die Saarlwirtschaft im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft

Das Saargebiet, das zur Zeit auf Grund der Bestimmungen des Versailler Vertrags eine Sonderexistenz führt, ist ein Industriegebiet reinster Art. Bei einem Flächeninhalt von 1800 qkm zählte es am 1. Januar 1927 786000 Einwohner und hatte demnach eine Bevölkerungsdichte von 418 Einwohnern je Quadratkilometer. Zum Vergleich sei gesagt, daß das übrige Deutschland eine Bevölkerungsdichte von 133 und von seinen Industriegebieten das Land Sachsen eine solche von 332 und die Rheinprovinz eine solche von 295 Einwohnern je Quadratkilometer aufweist. Der für den Industriecharakter des Saargebietes typischen Bevölkerungsdichte entspricht auf der anderen Seite der Umstand, daß seine Landwirtschaft nur einen geringen Teil der Bevölkerung zu ernähren vermag. Es ist natürlich bewußte Handlung gewesen, als der Versailler Vertrag bei der Abgrenzung des Abstimmungsgebietes an der Saar nur das Gebiet mit hochindustriellem Charakter herauschälte. Kennzeichnend dafür ist u. a., daß der Saarwein nicht im Saargebiet wächst: Der Saarfluß verläßt das Saargebiet fast genau an der Stelle, wo das Saarweinbaugbiet anfängt.

Das Kernstück der Industrie des Saargebietes ist sein Steinkohlenbergbau, der zur Zeit in Händen des französischen Staates liegt und bei der Rückgliederung des Saargebietes von Deutschland zurückgekauft werden muß. Daneben steht die eisen-schaffende Industrie des Saargebietes, für deren Standort neben dem Kohlenvorkommen mitbestimmend ist die Nähe der lothringischen Minettefelder. Es schließt sich an eine ausgedehnte Verfeinerungsindustrie des Eisens und weiter sind als große Industrien des Saargebietes zu nennen die Glasindustrie und die keramische Industrie. Der Industriebau wird ergänzt durch eine Fülle von mittleren und kleineren Industrien der verschiedensten Gattung. Das Saargebiet verfügt über eine ausgebildete Handels- und Bankorganisation, die weit über die Grenzen des Gebietes hinauswirkt, über einen zahlreichen Handwerkerstand und über eine in ihrer Größenordnung bereits gewürdigte Landwirtschaft.

Einige Angaben über den Umfang der Hauptindustrien des Saargebietes mögen ein Bild davon geben, welcher Teil der wirtschaftlichen Leistungs-

fähigkeit Deutschlands in dem zur Zeit abgegliederten Saargebiet zusammengefaßt ist. Die Saargruben, die im Jahre 1913 13,2 Millionen Tonnen förderten und diese Förderungsziffer in den letzten Jahren wieder erreicht haben, produzierten 1913 6,9% der deutschen Steinkohlenförderung (altes Reichsgebiet, bei Abzug von Polnisch-Oberschlesien und Lothringen 8,6%) und 1927 8,1% (Saargebiet eingerechnet). Die Entwicklung der Saarkohlenförderung seit 1913 zeigt

Zahlentafel 1.

Die Entwicklung der Saarkohlenförderung im Jahre 1913 und von 1919 bis 1927.

Jahr	Gesamtförderung Tonnen
1913	13 216 309
1919	8 990 848
1920	9 410 433
1921	9 574 602
1922	11 240 433
1923	9 192 275
1924	14 032 118
1925	12 989 849
1926	13 680 874
1927	13 595 824

Die Kohlenvorräte des Saarbeckens werden auf 12 bis 13 Milliarden Tonnen innerhalb der heute erreichbaren Teufen geschätzt, was bei Zugrundelegung der gegenwärtigen Förderung von rund 13 Millionen Tonnen eine Ausbeute auf 900 bis 1000 Jahre hinaus gewähren würde.

Die eisen-schaffende Industrie des Saargebietes erzeugte 1913 7,1 % der Roheisenerzeugung, 11,0 % der Rohstahlerzeugung und 9,9 % der Walzwerksleistung der deutschen Schwerindustrie. Für 1927 sind die entsprechenden Zahlen 11,9 % der Roheisenerzeugung, 10,4 % der Rohstahlerzeugung, 10,6 % der Walzwerkserzeugung Deutschlands (Saargebiet eingerechnet) wobei jedoch gegenüber 1913 das Ausscheiden Elsaß-Lothringens und Oberschlesiens als Eisenerzeuger zu berücksichtigen ist. Die Zahlentafel 2 gibt die Produktionszahlen für 1913 und von 1925 bis 1927 in Tonnen.

Zahlentafel 2.

Die Erzeugung der Saar-Eisenhüttenwerke an Roheisen, Rohstahl und Walzwerkserzeugnissen im Jahre 1913 und von 1925 bis 1927.

Jahr	Roheisen	Rohstahl	Walzwerks-
	Tonnen	Tonnen	erzeugnisse Tonnen
1913	1370780	2079825	1652414
1925	1449700	1578760	1269019
1926	1624702	1736762	1400846
1927	1770718	1874629	1533027

Die saarländische Eisenverfeinerungsindustrie beschäftigt gegenwärtig 14770 Arbeiter. Von der Tafelglasindustrie, die in 3 Hütten Maschinenglas nach dem Fourcaultverfahren erzeugt, sei hervorgehoben, daß sie rund 25 % der deutschen Tafelglaserzeugung herstellt. Bei der keramischen Industrie genügt es, den Namen der im Saargebiet beheimateten Firma Villeroy & Boch zu nennen. Die Gesamtarbeiterzahl des Saargebietes beträgt gegenwärtig 171 112, von denen 59663 auf den Kohlenbergbau und 33988 auf die eisenschaffende Industrie entfallen.

Der große industrielle Wirtschaftskörper, den das Saargebiet darstellt, hat der Natur der Dinge nach in Absatz und Bezug weit über seine engen Grenzen hinaus wirtschaftliche Beziehungen. Sein natürlicher Absatzmarkt, auf den gestützt es den Kampf um den Weltmarkt aufnehmen kann, ist der süddeutsche Markt, für den es umgekehrt als nächstgelegenes Industriegebiet einen notwendigen Lieferanten darstellt. Im Bezug ist das Saargebiet für seinen starken industriellen und täglichen Bedarf ein natürlich großer Abnehmer des übrigen Deutschlands. Binnenwirtschaftlich gehört damit das Saargebiet unbedingt zum übrigen Deutschland. Als Grenzland gegen Frankreich hat es aber auch mit diesem große wirtschaftliche Beziehungen und Frankreich kommt daher bei der Betätigung der Saarwirtschaft auf dem Weltmarkt an erster Stelle, wobei vor allem Kohlenabsatz und Minettebezug in Frage kommen.

Der Versailler Vertrag hat den Versuch gemacht, durch zeitweise Eingliederung des Saargebietes in das französische Zollsystem die Struktur seiner wirtschaftlichen Verbundenheit zu ändern. Vom 10. Januar 1925 an sollte das Saargebiet bei seinem wirtschaftlichen Verkehr mit dem übrigen Deutschland Zollaussland sein, wofür ihm der wirtschaftliche Verkehr mit Frankreich als binnenwirtschaftlicher Verkehr geboten wurde. Daß dieser Eingriff in die natürlichen Wirtschaftsbeziehungen unmöglich war, wenn anders man nicht die ganze Saarwirtschaft der Vernichtung aussetzen wollte, hat Frankreich, das die Maßnahmen in Versailles durchgesetzt hatte, nachträglich anerkennen müssen. Durch die verschiedenen seit dem 10. Januar zwischen Deutschland und Frankreich getroffenen Vereinbarungen über die Lösung der Saarzollfrage, die einstweilen ihre abschließende Fassung in dem Saarzollabkommen vom 23. Februar 1928 gefunden haben, ist die Zolleingliederung des Saargebietes in das französische Zollsystem in den verschiedensten Beziehungen durchbrochen worden. In der für das hochindustrialisierte Saargebiet wichtigsten Frage, der Frage seines Absatzes — der von Deutschland bekanntlich bis zur vertraglichen Regelung durch das System der Zollstundung ermöglicht worden ist — wurde im Rahmen

von ausreichenden Kontingenten die völlige Öffnung der Zollgrenze nach dem übrigen Deutschland — abgesehen von einigen bedauerlichen Ausnahmen — erreicht, während für den Bezug aus dem übrigen Deutschland zwar nicht gleichwertige und voll befriedigende, aber immerhin überaus bedeutsame Zollerleichterungen zugestanden wurden.

Trotzdem ist die Lage gegenüber der Vorkriegszeit noch stark verändert. Das Saargebiet hat in westlicher Richtung nicht nur wie früher nach Elsaß-Lothringen, sondern nunmehr auch nach Altfrankreich zollfreien Absatz und umgekehrt ist nunmehr auch die Lieferung von Altfrankreich nach dem Saargebiet zollfrei, während der Bezug aus dem übrigen Deutschland einer zwar stark abgemilderten, aber immerhin noch sehr hinderlichen Zollbelastung unterliegt. Für die Kohlenabsatzfrage liegen Besonderheiten insoweit vor, als hier die Zollabgliederung angesichts der Zollfreiheit der Kohle keine Rolle spielt. Die Veränderung der Kohlenabsatzfrage gegen die Vorkriegszeit geht im wesentlichen zurück auf die Tatsache, daß der derzeitige Besitzer der Kohlengruben, der französische Staat ist, der vor allem den Absatz seiner „eigenen“ Kohle nach Frankreich betrieben und darüber den Absatz im übrigen Deutschland vernachlässigt hat. Es spielt zwar auch eine große Rolle, daß heute andere Kohlenerzeugungsgebiete infolge des deutschen Staffeltarifs und der mehr als früher zur Verfügung stehenden Wasserfrachten den früheren Frachtvorsprung der Saarkohle in Süddeutschland ganz oder teilweise ausgeglichen haben und daß hier nur eine entsprechende Verkehrsverbilligung für das Saargebiet helfen kann — dieser Punkt ist übrigens auch bei den anderen Schwerindustrieindustrien des Saargebietes von großer Bedeutung — und daß ferner Deutschland bei Handhabung der bislang bestehenden Kohleneinfuhrverbote das Hereinholen der Saarkohle kontingentiert hat. Letzterer Umstand fällt in Zukunft bei Aufhebung des deutschen Kohleneinfuhrverbotes weg, während der erstere weiter besteht. Beide hätten sich sicherlich längst durch eine Vereinbarung des Lieferanten mit dem Abnehmer, d. h. also Frankreichs mit Deutschland überwinden oder wenigstens zeitweise (bei der Verkehrsverbilligungsfrage ist die dauernde Hilfe nicht so einfach) mildern lassen, wozu aber der Lieferant an den Abnehmer herantreten und ihm Gegenleistungen darbringen mußte. Frankreich hat diese Initiative noch nicht ergriffen, trotzdem es seit langem Schwierigkeiten hat, den Saarkohlenabsatz in Frankreich auch nur einigermaßen aufrechtzuerhalten und auch im übrigen Ausland einen Ersatz nicht finden kann. Die Veränderungen des Saarkohlenabsatzes und die auf ihnen beruhende Kohlenkrise im Saargebiet gehen also letzten Endes nur auf die von dem derzeitigen Kohlengrubenbesitzer betriebene Politik zurück.

Um zunächst für die Kohle die zahlenmäßigen Unterlagen zu geben, sei festgestellt, daß vor dem Kriege 38,7 % des Gesamtabsatzes im Saargebiet selbst verblieben, 33 % nach dem übrigen Deutschland, 25 % allein nach Süddeutschland gingen, 11,1 % nach Elsaß-Lothringen und 7,7 % nach Altfrankreich abgesetzt wurden, während der Rest in das übrige Ausland, vor allem nach der Schweiz (6,3 %) ging. Heute nimmt Frankreich einschließlich Elsaß-Loth-

ringens rund 45 % ab, etwa 36 % bleiben wie früher im Saargebiet; nach dem übrigen Deutschland gehen 7 % und der Rest verteilt sich auf das nicht-französische Ausland. Die Zahlentafel 3 enthält die absoluten Absatzziffern (in tausend Tonnen).

Zahlentafel 3.

Absolute Absatzmengen der Saarkohle in den Jahren 1913, 1926 und 1927.

Absatzgebiete	Tausend Tonnen		
	1913	1926	1927
Saargebiet	4034	4258	4360
Übriges Deutschland	4278	778	1046
Frankreich v. 1914	959	4241	4362
Elsaß-Lothringen	1510	1169	
Schweiz	737	360	387
Belgien u. Luxemburg	141	317	278
Österreich u. Ungarn	23	5	—
Italien	183	517	474

Es ist besonders zu beachten, daß von den über 4 Millionen, die früher nach dem übrigen Deutschland abgesetzt wurden, etwa 2,5 Millionen Tonnen nach rechtsrheinischem Gebiete gingen, während der jetzige Absatz von rund 1 Millionen Tonnen zum größten Teil, nämlich mit 700 000 bis 800 000 t links des Rheines im besetzten Gebiet bleibt. Daraus geht hervor, daß das Saargebiet augenblicklich den Absatz in Süddeutschland rechts des Rheines fast ganz verloren hat.

Für die Schwereisenindustrie des Saargebietes ergibt sich für die prozentuale Absatzverteilung der Walzwerkserzeugnisse nach Ländern 1913 und 1927 folgendes Bild:

Zahlentafel 4.

Absatzverteilung der saarländischen Walzwerkserzeugnisse in den Jahren 1913 und 1927.

	1913	1927
Saargebiet	71,2%	12,1%
Übriges Deutschland		56,0%
Frankreich	28,8%	13,0%
Übriges Ausland		18,9%

Man sieht hier mit aller Deutlichkeit, welche Rolle auch heute der deutsche innere Markt spielt.

Was das Gesamtbild des deutsch-saarländischen Warenaustausches angeht, so liegen weder aus der Vorkriegszeit noch aus der Zeit vor der Zollabgliederung brauchbare Zahlen vor. Man muß daher von den für die augenblickliche Lage gegebenen Zahlen ausgehen. Die Statistik seit der Zollabgliederung ergibt folgendes wertmäßige Bild in 1000 RM.:

Zahlentafel 5.

Wert von Deutschlands Warenaustausch mit dem Saargebiet in den Jahren 1925 bis 1927 und von Januar bis Juni 1928.

Jahr	Wert von Deutschlands Warenaustausch mit dem Saargebiet	
	Einfuhr aus dem Saargebiet	Ausfuhr nach dem Saargebiet
	1000 RM	1000 RM
1925	133 954	70 711
1926	138 750	54 236
1927	230 325	80 781
1928	108 539	49 288

Januar—Juni

Bei dieser Statistik sind hinsichtlich der Einfuhr vom Saargebiet in das übrige Deutschland die Jahre 1925 und 1926 nicht als Normaljahre zu werten, im wesentlichen weil bis Herbst 1926 die Ausfuhr auf Grund des Zollstundungssystems vorging. Die kleine Abschwächung im laufenden Jahr hängt mit der deutschen Konjunktorentwicklung zusammen. Man wird damit rechnen können, daß die saarländische Einfuhr nach dem übrigen Deutschland sich im allgemeinen auf der jetzigen Höhe halten wird. Sie könnte eine wesentliche Vergrößerung durch eine Vermehrung der Kohleneinfuhr erfahren, wozu aber, wie schon ausgeführt ist, die wichtigste Vorbedingung fehlt. Was die Ausfuhr des übrigen Deutschlands nach dem Saargebiet angeht, muß man zunächst bei dem Jahre 1925 beachten, daß in diesem Jahr bis zum 10. Januar 1925 eine starke Vorversorgung stattgefunden hat. Im Jahre 1926 ist zu berücksichtigen, daß es ein Jahr starker Entwertung des französischen Franken — der im Saargebiet bekanntlich im Jahre 1923 zwangsweise als gesetzliche Währung eingeführt wurde — gewesen ist und daß Valutaunterschiede sich vielfach stärker auswirken als die höchste Zollmauer. 1927 zeigt dann eine erheblich vergrößerte Ausfuhr des übrigen Deutschlands nach dem Saargebiet und im laufenden Jahr ergibt sich eine weitere Steigerung. Es wirkt sich hier die Stabilisierung des Franken aus, ferner die Zollerleichterung, die die verschiedenen deutsch-französischen handelspolitischen Abmachungen allgemeiner Art sowohl als auch speziell die Saarzollvereinbarungen gebracht haben. Am wichtigsten ist hier selbstverständlich der deutsch-französische Handelsvertrag vom Herbst 1927 und daneben das abschließende Saarzollabkommen vom 23. Februar 1928. Man rechnet nicht mit Unrecht noch mit einer weiteren Steigerung im zweiten Halbjahr 1928, wobei vor allem die Versorgung für das Weihnachtsgeschäft in Frage kommt. Die Ausfuhr des übrigen Deutschlands nach dem Saargebiet würde daher weiterhin mit über 100 Millionen Mark anzunehmen sein und damit würde die Handelsbilanz des übrigen Deutschlands mit dem Saargebiet angesichts einer Einfuhr von über 200 Millionen mit dem Betrag von rund 100 Millionen passiv bleiben.

Dieses Bild wird ergänzt durch die Zahlen des Warenaustausches zwischen dem Saargebiet und Frankreich, für den man aber mangels einer Zollgrenze und -statistik lediglich Schätzungszahlen zur Verfügung hat. Die Einfuhr des Saargebietes aus Frankreich wird, nachdem sie vorübergehend vielleicht höher gewesen ist, heute auf 160 bis 180 Millionen Mark und die Ausfuhr nach Frankreich auf 80 bis 90 Millionen Mark zu schätzen sein. (Die von französischen Propagandastellen für die Einfuhr Frankreichs nach dem Saargebiet genannte Zahl von über 2 Milliarden Franken = ungefähr 340 Millionen Reichsmark, die das starke wirtschaftliche Interesse Frankreichs an der Beibehaltung des Saargebietes beweisen soll, entbehrt jeder Unterlage). Das Saargebiet liefert also weit über doppelt so viel nach dem übrigen Deutschland wie nach Frankreich, während es von Frankreich nicht ganz das Doppelte der Lieferung des übrigen Deutschlands bezieht.

Der Passivität der deutschen Handelsbilanz mit dem Saargebiet steht also eine aktive Handelsbilanz

Frankreichs bei seinem Verkehr mit dem Saargebiet gegenüber und Frankreich hat somit indirekt auf dem Weg über das Saargebiet einen nicht unbedeutenden Export nach Deutschland. Die Möglichkeit dieses Exports beruht darauf, daß Deutschland mit Rücksicht auf die rein deutsche Saarbevölkerung, der es die Existenz bewahren wollte, dem Absatz des zur Zeit in das französische Zollsystem eingegliederten Saargebietes den inneren Markt völlig geöffnet und dadurch, wie schon angedeutet, mangels ausreichender Gegenzugeständnisse Frankreichs, ein großes Opfer gebracht hat. Wäre das nicht geschehen, so hätte Frankreich nicht nur den zusätzlichen Absatz, den es durch seinen augenblicklichen Zollvorsprung im Saargebiet erlangt hat, verloren, sondern auch diejenigen nicht unbedeutenden Lieferungen (beispielsweise von Minette), die es auch bei Bestehen einer Zollmauer zwischen dem Saargebiet und Frankreich ausführen kann, denn ein lebensunfähiges Saargebiet wäre als Abnehmer Frankreichs überhaupt nicht mehr in Frage gekommen.

Besonders muß noch betont werden, daß trotz der bestehenden vollständigen — auch Kontingentsbeschränkungen nicht unterliegenden — Zollfreiheit für den saarländischen Absatz in Frankreich dieser Absatz verhältnismäßig gering ist. In der Absatzzahl von 80 bis 90 Millionen Mark sind zunächst einmal die bedeutenden Kohlenlieferungen der dem französischen Staat gehörenden Saargruben enthalten. Bei den Lieferungen der übrigen Saarindustrie nach Frankreich zeigt sich deren Benachteiligung gegenüber den vorgelagerten und darum frachtlich günstiger liegenden französischen (besonders der lothringischen und elsässischen) Konkurrenzindustrien und ferner der Umstand, daß das Saargebiet teurere Erzeugungsverhältnisse hat, als die französische Industrie. Was die Zahl für die Einfuhr des Saargebietes aus Frankreich angeht, so ist hervorzuheben, daß hier auch alle aus Übersee stammenden Waren enthalten sind, bei denen für ein bilanzmäßiges Abwägen nur die Handelsmarke und die Transportkosten eingesetzt werden dürfen. Es ist zu beachten, daß dieser Überseebezug durch Zollmaßnahmen zwangsweise über die französischen Hütten geleitet wird.

Die Zahlen für den Absatz des Saargebietes nach dem übrigen Deutschland gaben, wenn man sie durch

den früher oder später wieder einsetzenden Kohlenabsatz ergänzt, ein deutliches Bild dafür, was das Saargebiet als Lieferant für das übrige Deutschland bedeutet. Um die Stellung des Saargebietes als Bezugsland zu beleuchten, ist hervorzuheben, daß der zusätzliche, nur auf der derzeitigen Zoll-Lage beruhende Bezug des Saargebietes aus Frankreich zum allergrößten Teil aus Lebensmitteln besteht, für die Frankreich in Qualität so leistungsfähig ist, daß die deutsche Einfuhr durch die Zollbelastung gehindert wird, während der Bezug aus dem übrigen Deutschland sich in der Hauptsache aus Bedarf für die industrielle Ausrüstung des Saargebietes und ferner hinsichtlich des täglichen Bedarfs aus Möbeln, Bekleidung (Schuhe, Konfektion, Wäsche), Hausgerät, Markenartikeln usw. zusammensetzt. Die bestehende industrielle Ausrüstung des Saargebietes ist eben eine deutsche und dieser Charakter wird im eigensten Interesse bei Ersatz und Neubeschaffung beibehalten, wobei allerdings die Grubenverwaltung und einige wenige — nicht alle — französische Firmen des Saargebietes eine Ausnahme machen. Beim Bezug der Gegenstände des täglichen Bedarfs zeigt sich deutlich das Begehren der Saarbevölkerung nach deutschem Qualitätserzeugnis und ihre deutsche Geschmacksrichtung. Man kann demnach sagen, der Charakter des Saargebietes als Bezugsland ist ein auf den deutschen Bezug nach wie vor eingestellter geblieben. Das, was es infolge der augenblicklichen Zoll-Lage zusätzlich aus Frankreich bezieht, hat diesen Charakter nicht verändert, weil es sich in der Hauptsache um Waren handelt, die vertretbar sind und die ohne Umstellung heute von hier und morgen von da bezogen werden können. Wenn man dazu die große Bedeutung des Saargebietes als Exporteur betrachtet, die sich durch die Verbundenheit im Bezug zugunsten der ganzen deutschen Wirtschaft auswirken muß, dann hat man ein Bild von der Bedeutung des Saargebietes für die ganze deutsche Wirtschaft. Es ist noch zu ergänzen durch den Hinweis darauf, daß das Saargebiet bei seiner geographischen Stellung, gestützt auf seine Bank- und Handelsorganisation, der gegebene Mittler ist bei dem gesamten deutsch-französischen Güteraustausch, dieser wichtigsten Wirtschaftsbeziehung des übrigen Deutschlands.

Hermann Keuth in Saarbrücken:

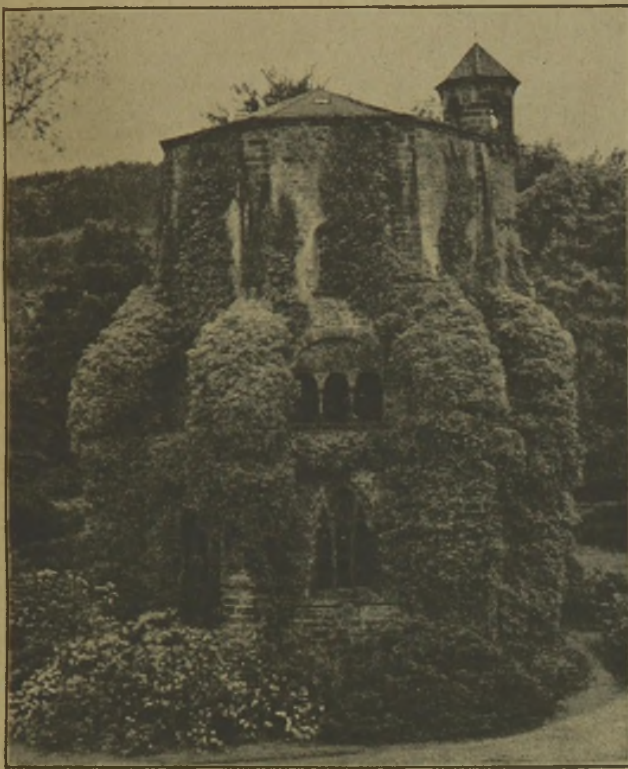
Die Kunst im Saargebiet

Zwei Dinge wird der Fremde im Saargebiet nie suchen: landschaftliche Schönheit und Kunstschatze. Sie scheinen mit dem Begriff Industriegebiet unvereinbar zu sein, besonders in einem Lande, in dem die Kohle gegraben wird, das einer gewaltigen, hochentwickelten Eisenindustrie den Boden gab. Diese Meinung muß jeder haben, der unser Heimatgebiet nicht kennt. Das Wissen von ihm wird hinausgetragen durch Kohle und Eisen. Die Kräfte, die sie entfalten, brachten ihm Geltung, schufen aber auch seine heutige traurige politische Sonderstellung. Fabriken mit Wäldern von Schornsteinen, Kohlenzechen, neben ihnen hochaufgeschüttete graue Schlackenhalde, deren Dunst vergiftend über die Landschaft zieht, endlose Arbeiter-Siedelungen, schnell gewachsene, häßliche Städte, alles unter einem trüben Himmel, unter dem Feld und Wald

als letzte Reste des alten, von der Natur geschaffenen Landschaftsbildes, müde und verstaubt liegen, das ist das Bild, das die Vorstellung formt, ein nach dem grausamen Willen des Menschen umgebildetes Land. Es gibt Orte an der Saar, für die diese Malerei Vorbild sein könnte, die das sind, was dem Fremden vorschwebt, geht sein Denken zur südwestdeutschen Ecke an der Saar. Die Erfahrung des Andersseins unserer Heimat, das vollkommene Umformen des in der Vorstellung eingepprägten Bildes, ist eines der größten Erlebnisse, das den Besucher hier erfüllt. Es gibt im Deutschen Reiche kein Industriegebiet von Bedeutung, dem die Natur so viel landschaftliche Schönheit gab, das ihre Unberührtheit so zu wahren wußte, wie das Land an der Saar. Ein Hügelland ist es, weite Strecken schönster Buchenwälder bedecken es, die Täler schneiden in es ein,

malerisch liegen in ihm die Dörfer, die kleinen Städte, und nur an den Punkten, in denen sich die Industrie konzentriert, wird sie fühlbar. Doch legt sich auch dort um sie der allesverbergende Gürtel des Waldes, verhüllt sie, läßt sie erst dann herrschend in Erscheinung treten, wenn man unmittelbar vor ihr steht.

In diesem Gebiet der Industrie, der landschaftlichen Schönheiten, hat auch die Kunst erblühen können, die ebenso wie diese bis heute fast unbekannt geblieben ist. Aus alten Zeiten herübergerettet, findet sich noch manch kostbares Denkmal, das sich würdig in die Folge der deutschen Kunstschöpfungen einzureihen weiß. Es ist selbstverständlich, daß ein Gebiet, das immer Provinz war, abseits der großen Kulturzentren lag, keine Werte aufzuweisen hat, wie diese. Als Kreis umschließen es die alten Kulturstädte an der Mosel: Metz und Trier, die Kulturstraße des Rheines, nach Süden heruntergehend bis Straßburg. Eingelagert in diesen Ring erhält es von beiden



Der Runde Turm zu Mettlach

Seiten, Ost und West, seine Strömungen, die formgebend hier die Kunstwerke an der Saar schufen.

Die Nähe der mächtigen, römischen Kaiserstadt Trier ist auch hier an der Saar stark spürbar. Fast täglich zeugen Bodenfunde von dem Wirken römischer Kultur auf heimischem Boden. Die wichtigen Terra-Sigillata-Manufakturen zu Blickweiler und Eschweiler an der Blies entsandten ihre kostbaren keramische Gebilde in die ganze Provinz und weit über sie hinaus. Groß angelegte, mit römischem Luxus ausgestattete Villen standen an den sonnigen Hängen der Saar und der Blies. Sichtbare Zeugen römischer Kultur, römischen Militärwesens und wirtschaftlicher Kraft finden wir noch in der Heidenkapelle am Halberg zu Saarbrücken, den Kastellen zu Saarbrücken und Pachten, aufgedeckten Straßenzügen, Resten alter Erzbergwerke und Eisenerzverhüttung. Manch kostbares künstlerisch vollendetes Erz- oder Steinbild ist aus der Erde gehoben worden und bildet heute wertvollen Besitz der Museen zu Trier und Speyer. Das Aufblühen der Kirche nach der Auflösung des Rö-

mischen Reiches brachte auch unserem Gebiet frühe kirchliche Siedlungen, durch sie manch kostbares Kunstgut. Bereits im frühesten Mittelalter, im 7. Jahrhundert, sahen wir christliche Glaubensboten an der Saar. Als Klostergründungen entstanden Mettlach, Tholey und St. Arnual, die heute noch die besten Denkmäler mittelalterlicher Baukunst uns zeigen können. Mettlach vor allem in seinem „Alten Turm“, einer Grabkapelle, die um das Jahr 1000 nach dem Vorbild der Palastkirche Kaiser Karls zu Aachen gebaut wurde, gibt uns ein weit über die Grenzen hinaus kunstgeschichtlich und künstlerisch hochbedeutendes Denkmal früher romanischer Baukunst an der Saar. Die Zeit zerstörte das, was das Mittelalter in Mettlach noch geschaffen hat. Die Macht und Bedeutung der Abtei läßt uns reichste Baugruppen vermuten. Erst das 18. Jahrhundert gibt uns wieder eine Vorstellung von dem Glanze der Lebenshaltung der dortigen Benediktiner-Mönche in dem palastartigen, mächtigen Bau, der von dem sächsischen Baumeister Christian Kretschmar um die Mitte des 18. Jahrhunderts an der Saar in landschaftlich wunderbarer Lage hochwuchs. Die Französische Revolution 1793, die uns fast alle klösterlichen Bauten zerstörte, ließ dieses Werk äußerlich unberührt. Es ist jedoch nur ein Torso von dem, was der Baumeister plante. Die revolutionären Ereignisse, die damit verbundene Auflösung des Klosters, unterbrachen das Werk, ließen vor allem den geplanten Kirchenbau mit dem anschließenden Kreuzgang nicht zur Vollendung kommen. — Die zweite Abtei von Bedeutung, Tholey, am Fuße des Schaumberges, der höchsten Erhebung des Saargebietes, gelegen, gibt uns in ihrer frühgotischen Kirche ein äußerst wertvolles Bau- und Kunstdenkmal. Ihre Entstehung ist um 1250, kurz nach der der Liebfrauenkirche in Trier, zu setzen, mit der sie starke Berührungspunkte hat. Tholey zeigt eine mächtige drei-



Abtei Tholey

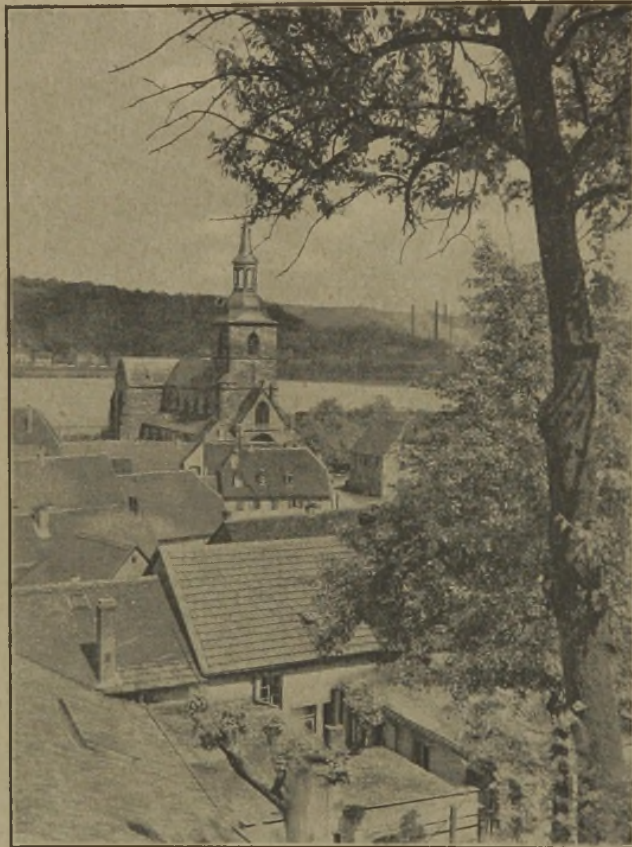
schiffige Basilika, an die sich ein schwerer Westturm anschließt. Hervorzuheben ist das leider stark zerstörte Portal mit reichem figuralem Schmuck, von dem in dem dortigen Abtei-Museum als bedeutungsvollstes plastisches Bildwerk unseres Gebietes ein Verkündigungseengel steht. — St. Arnual, heute eine Vorstadt von Saarbrücken, weist als Rest des dortigen Chorherren-Stiftes die Stiftskirche auf, die besonders als Grabkirche der Grafen von Nassau-Saarbrücken bekannt geworden ist. St. Arnual ist ein in großen Ausmaßen gehaltener Bau in bewußt einfacher Ge-

staltung. Das Chor mit dem Querschiff geht mit dem Erbauungsjahr um 1270 zeitlich in die frühe Gotik zurück. An sie schließt sich das Langhaus in hochgotischen Formen an, das im Westen mit einem Turm aus dem 14. Jahrhundert abschließt. Groß ist die Wirkung des Kirchenraumes in seiner klaren Gliederung, dem ruhigen Ineinanderfließen der Linien und Flächen. Ein hochinteressantes Portal schließt den Bau im Westen ab, das mit feinem, stilistisch sehr merkwürdigem Bildwerk geziert ist. Das Innere der Kirche birgt eine Fülle hochwichtiger Grabmale, die in ihrer chronologischen Folge uns ein Bild des plastischen Gestaltens in unserer Heimat geben. Kunstwerke ganz hoher Qualität sind die beiden Grabmale des Grafen Johann von Saarbrücken und seiner beiden Frauen und das der Gräfin Elisabeth von Lothringen, beide der Mitte des 15. Jahrhunderts zuzuweisen. Die Figuren liegen in Lebensgröße auf mächtigem Sockel. Der Graf in voller Rüstung, die Frauen in der Tracht der damaligen Zeit. Zu ihren Füßen hüten ein Löwe und Hunde ihren ewigen Schlaf. Der hohe Ernst der Gestaltungen, die plastisch starke Formgebung, die feinen Einzelformen, weisen auf einen großen Künstler, den wir nicht kennen, dessen Lehrmeister vielleicht in Burgund zu suchen ist. An den Wänden der Kirche reihen sich in Riesentafeln Renaissance-Grabmale mit lebensgroßen Statuen von Grafen und Gräfinnen aus dem Saarbrücker Hause, sie sind künstlerisch bedeutungsloser, inhaltlich jedoch sehr wichtig und interessant wegen der Trachten und Geschlechtertafeln, die sie im bunten Kranz umgeben. Bis zur Französischen Revolution wird St. Annual als Grabkirche benutzt. Die letzten dort aufgestellten Denkmäler von Saarbrücker Adligen und Hofbeamten weisen bereits in den beginnenden Klassizismus.

Von der einst mächtigen Abtei Wadgassen ist nichts von Bedeutung mehr zu finden. Schwache Fragmente romanischer Bauten zeigt das Nonnenkloster Fraulautern bei Saarlouis. Einen kümmerlichen Rest der auf einem steilen Berg oberhalb der Blies gelegenen Abtei Wörschweiler finden wir in den Ruinen der dortigen spätromanischen Kirche und in den an sie anschließenden Klosterbauten. In Merzig besitzen wir aus der Zeit des Anfangs des 13. Jahrhunderts in der Stiftskirche den einzigen aus romanischer Zeit noch gut erhaltenen größeren Kirchenbau, der in seinen Formen teilweise auf Lothringen, teilweise zum Rhein hinüberweist. Die Wende des Jahrhunderts schuf ihn als Filiale der Abtei Wadgassen. Hervorragend an dem Bau ist vor allem das sehr reich ausgebildete Westchor mit fast überladener Ornamentik, der Vielheit aufstrebender Türme, dem Vor- und Zurückweichen der Wände, bald flach, bald rund. Bedeutungsvoll ist St. Wendel mit seinem Wendelinsdom, einer hohen mächtigen spätgotischen Hallenkirche, die im Innern eine Reihe hervorragender plasti-

scher Schöpfungen trägt, eine zierliche Kanzel aufzuweisen hat, die nach dem in ihr eingemeißelten Wappen als Stifter den berühmten Kardinal Nikolaus Cusanus nachweist. Die Stadt Saarbrücken hat an früher kirchlicher Kunst weniger Bedeutungsvolles aufzuweisen. Die Gemeinde war abhängig von St. Annual, das die Rechte einer selbständigen Pfarrgemeinde Saarbrücken erst sehr spät anerkannte, es dadurch nicht zu einem frühen größeren Kirchenbau in der Residenzstadt kommen ließ. Die Schloßkirche, ein malerisch am Burgberg gelegener Bau spätester Gotik, ist das einzige Denkmal, das in seinen Formen noch auf das Mittelalter hinweist. Sie birgt in ihrem Innern, gleich der Stiftskirche St. Annual, Grabdenkmale des gräflichen, später fürstlichen Nassau-Saarbrücken, die den knappen Raum durch ihre Größe stark beengen, ihn überwuchern. Künstlerisch bedeutungsvoll scheinen die Grabstätten der

Grafen Ludwig Kraft und Gustav Adolf von Coraille, sowie das des Fürsten Wilhelm-Heinrich von Mihm. Das vor der Stadt gelegene Deutschherren-Ordenshaus mit seiner frühgotischen Kapelle ist leider so zerstört, daß eine Freude an seiner früheren reichen und kunstvollen Gestaltung nicht mehr aufkommen kann. Die Schloßkirche und das eben genannte Ordenshaus sind Schöpfungen der Grafen von Nassau-Saarbrücken, die einer ganzen Reihe wichtiger Kunstdenkmäler im Saargebiet den Ursprung gaben. — Über die Saar bei Dillingen heben sich auf steilem Berg die Reste der Siersburg, der Stammburg der Gaugrafen von Saarbrücken. Von ihrer einstigen Größe und Macht ist nichts erhalten wie ein Bergfried, der, aus Gestrüpp hervorragend, den Hügel bekront. Der Burgfelsen, heute Schloßberg von Saarbrücken, trug in wechselnder Folge die Burgen der Grafen von Saarbrücken, die aufgebaut, immer wieder zerstört wurden. Alle Burgen des Saargebiets haben



Dorf und Stift St. Annual

dasselbe Schicksal erlitten. Was noch bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts vorhanden war, zerstörte die Französische Revolution, den Adelssitzen das gleiche Schicksal bereitend wie den Klöstern. Die stolze Burg Monclair bei Mettlach, Kerpen, Bucherbach, die alte Reichsfeste Kirkel sind nur noch Ruinen, die von dem, was einst die Berge krönte oder die Täler abschloß, nichts mehr ahnen lassen. Auch die Schlösser der Grafen von Nassau-Saarbrücken in Ottweiler, Neunkirchen, Philippsborn und Homburg sind fast verschwunden. Der 30jährige Krieg zerstörte sie. Gleichzeitig sank auch das Residenzschloß in Saarbrücken, das zu Beginn des 17. Jahrhunderts von Meister Heinrich Kempter prunkvoll errichtet wurde, in Trümmer. Wir wissen von diesen Schlössern nur noch durch Kupferstiche von Merian, die eine schwache Vorstellung von ihrer Größe und Ausstattung vermitteln können. Neben dem Saarbrücker Schloß war besonders das Ottweiler erwähnenswert mit einem reichen Arkadenhof, der an den des Stuttgarter

Residenzschlosses anklang. Philippsborn, abgelegen im Wald unweit von Saarbrücken, wahrt wenigstens noch in einem kleinen Teil die alte Baugestaltung, die charakteristisch für die meisten der Saarbrücker Grafenschlösser war, ein Geviert von Bauten, das sich um einen weiten, offenen Hof legte.

Die Reste, die die Zeit vor dem 18. Jahrhundert uns gibt, sind spärlich. Das neue Jahrhundert gab uns reiche Entschädigung für die Zerstörungen, die vor allem der 30jährige Krieg und die nach ihm folgenden Unruhen über das Land brachten. In ihm setzte unter dem genialen Fürsten Wilhelm-Heinrich für seine Saarbrücker Besitzungen eine großzügige Bauperiode ein, von der uns sehr viel geblieben ist und die uns das Bild großzügigen Unternehmungsgeistes eines Fürsten und der Gestaltungskraft seines Baumeisters gibt. Der Name, an den sich die Mehr-

Stengel in der Ludwigskirche und in den sie umgebenden palastartigen Gebäuden. Ein gütiges Schicksal hat uns diesen Wunderbau, der die Bekrönung des reichen Schaffens des hervorragenden Architekten darstellt, unversehrt gelassen. Wir bewundern in ihr heute eine der besten barocken Kirchen unseres Vaterlandes, vielleicht den besten protestantischen Kirchenbau überhaupt. Es ist ein edles Werk, stark und großzügig in seiner Idee, in vollendeter Ausführung, aller, auch der kleinsten Teile des hellen weiten Baukörpers. Weitere Beispiele der Kirchenbaukunst Stengels geben uns die prunkvolle katholische Kirche von St. Johann und die weit einfachere alte katholische Kirche in Alt-Saarbrücken. Angeregt durch das Beispiel des Fürsten entstanden in der Stadt überall Neubauten, die ihr altes düsteres Gesicht umwandeln in heitere frohe Formen und Farben. Es entstand so die



Ludwigskirche zu Saarbrücken

zahl der hervorragenden Bauten Saarbrückens knüpft, ist Friedrich Joachim Stengel. In Zerbst geboren, kam er 1735 nach Saarbrücken. Seine erste Aufgabe war, für das vernachlässigte baufällige Schloß eine neue Fürstenwohnung zu schaffen. Der ganze von Kempter geschaffene Schloßkörper, der außer den im beginnenden 17. Jahrhundert errichteten Baulichkeiten, noch Reste aus dem Mittelalter trug, um 1700 Erneuerungen erfuhr von der Hand des französischen Architekten Motte-dit-la-Bontée, wurde abgerissen. An seiner Stelle entstand ein prunkvoller Neubau, der heute noch in seinen Grundzügen erhalten ist. 1793 ging das prächtige Werk, „eine der schönsten deutschen Fürstenwohnungen“ (Knigge), von französischen Revolutionären angezündet, in Flammen auf, all die Kostbarkeiten, die sein riesiger Körper barg, mit zerstörend. Ein zweites Bauwerk von Bedeutung schuf

Residenz Saarbrücken, von der Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ freudig zu berichten weiß. Nicht nur Saarbrücken, auch dem Lande brachte die Barockzeit eine starke Belebung der Bautätigkeit. Saarlouis war 1680 bis 1683 auf das Machtwort Ludwigs XIV. entstanden, eine Militärstadt, Festung, von Vauban und Motte erbaut. Der alte Charakter der Stadt ist bis heute wenig verändert geblieben. Noch immer schließen sich die Wälle um sie, ein Ring von Kasernen, Magazinen umkreist das Häuserviertel, das in seiner Mitte einen riesigen Platz trägt. Barocke Gebäude lagern sich um ihn. Das Rathaus kann heute noch die wunderbaren Gobelins und Gestühle zeigen, die einst der Stadt von ihrem König und Schöpfer geschenkt wurden. In Blieskastel, der gräflich Ley'schen Residenz, wirkte unter der geistvollen Gräfin Marianne der Zweibrücker Baudirektor Christian Ludwig Hauff,

dessen Kunst Stengel nahesteht. Wir dürfen in dem reizend gelegenen Städtchen heute noch seine durch feine Proportionen und edle Linienführung sich auszeichnenden Bauten am Schloßberg bewundern, ebenso das großzügige Waisenhaus im Tal, zu Füßen des Schloßberges gelegen. Der dritte Barockbaumeister, Kretschmar, der im Saargebiet tätig war, ist bereits bei Erwähnung der Mettlacher Abtei genannt. Nach seinen Plänen gebaut, befindet sich noch ein sehr feines Bürgerhaus in Merzig.

Mit dem Erlöschen des 18. Jahrhunderts verebbt auch jene starke Welle, die uns so viele kostbare Kunstwerke gebracht hat. Das beginnende 19. Jahrhundert konnte nicht mehr die Kraft zu selbständigen Schöpfungen finden. Die Künstler, die um 1800 im Saarbrücker Land tätig waren, zehren von dem Erbe der großen Vorgänger, vor allem von Stengel. Ihre Bauten sind bescheiden, ohne starke eigene Erfindungsgabe. Die Armut der Zeit ließ größere Pläne nicht aufkommen. Als Baumeister des Klassizismus mag der Sohn Friedrich Joachim Stengels genannt sein, Balthasar Stengel, von dem das große Schauspielhaus in Saarbrücken und die merkwürdigen Anlagen auf dem Ludwigsberg stammen. Beide Schöpfungen sind restlos zerstört, und heute nur noch im Bilde erhalten. Mit dem Aufleben der Baukunst finden auch die anderen Künste, Malerei und Plastik Boden zum Gedeihen. Vortreffliche Bildwerke zeigt vor allem die Ludwigskirche in den Gestaltungen von Poggi, Mihm, Stein und Gounier. Es waren Künstler von Rang, die befähigt waren, den hohen Anforderungen Stengels an künstlerisches Schaffen zu genügen. Neben den Plastikern wurden Maler in der Residenz beschäftigt. Wir wissen die Namen der vortrefflichen Bildnis- und Surportmaler aus der Hauptbauzeit Saarbrückens nicht, können jedoch viele ihrer Werke heute im Museum der Stadt Saarbrücken bewundern. Erst das ausgehende 18. Jahrhundert bringt Namen, mit ihnen auch Künstlerpersönlichkeiten, deren Werk heute noch klar vor uns liegt. Johann Friedrich Dryander, Caspar Pitz und Johann Lucius sind die Namen, die hauptsächlich als Vertreter der späten Rokoko- und klassizistischen Malkunst hier zu gelten haben. Dryander ist besonders wichtig. Er gibt uns in seinem noch in vielen Werken erhaltenen Nachlaß ein getreues Bild des Saarbrücker Hof- und bürgerlichen Lebens seiner Zeit. Pitz, bisher fast unbekannt, dürfen wir heute als einen der bedeutendsten südwestdeutschen Maler des ausgehenden 18. Jahrhunderts betrachten. Sein Bildnis des „Freiherrn von Hofenfels“ stellt ihn neben die ersten zeitgenössischen Bildnismaler. Es muß wohl angenommen werden, daß auch von den

Klöstern, die alle im 18. Jahrhundert eine reiche Bautätigkeit entfalteten, auch Malerei und Plastik Pflege fanden. Fast nichts ist erhalten. Außer einigen kirchlichen Plastiken, die wohl dem Wadgasser Kreis zuzuschreiben sind, und den schon genannten Grabplastiken in St. Arnual und der Schloßkirche Saarbrücken ist zu wenig bekannt, um ein Bild der sicherlich sehr fruchtbaren Tätigkeit heimischer Maler und Bildhauer außerhalb Saarbrückens geben zu können. Das 19. Jahrhundert zieht bei der Betrachtung dessen, was es an künstlerischem Schaffen brachte, fast leer an uns vorbei. Die industrielle Entwicklung, die Verkenning der hohen Werte, die das 18. Jahrhundert schuf, zerstörte vieles, zerschlug vor allem in Saarbrücken die Einheit des wunderbaren architektonischen Bildes, das uns das 18. Jahrhundert hinterließ. Um die alte Barockstadt schloß sich immer weitergreifend der Ring der modernen Vorstädte. Ihre nüchterne Gestaltung, das unvornehme, oft schreiende Getue, ihre leeren Formgebungen verdecken heute den kostbaren alten Stadtkern, lassen ihn kaum noch zur Geltung kommen. Erst in den letzten Jahren besann man sich der Kostbarkeiten, die die Stadt barg, sucht heute zu retten, zu erhalten, was noch zu bewahren ist. Nachdem jahrzehntelang nur Wirtschaftsfragen für das Land Geltung hatten, besinnt man sich heute langsam wieder auf seine Kulturwerte. Man sucht alte Schönheit zu erhalten, neues Schöne und Gute zu schaffen. Gerade die letzten Jahrzehnte brachten dem Saarbrücker Lande eine ganze Reihe hervorragender guter Bauten, von denen die Michaeliskirche in Saarbrücken besonders erwähnt sein möge als machtvollste Kundgebung des Willens zu neuen Formzielen. Eine Künstlergemeinde: Maler, Bildhauer, Architekten hat sich im Gebiet zusammengeschlossen, die für ihr starkes, ernstes Schaffen sich Geltung weit über es hinaus zu schaffen weiß. Das Alte zu sammeln und zu behüten, es zu einem Bilde vergangener Kultur zusammenzufügen, wurde vor 5 Jahren das Heimat-Museum der Stadt Saarbrücken geschaffen, das in kurzer Zeit zu einem Museum von Bedeutung wuchs. Ihm ist die Aufgabe geworden, neben der Pflege der alten Kunst auch das moderne Schaffen zu fördern, ihm Gelegenheit zu geben, an die Öffentlichkeit zu dringen. Im Anschluß an Saarbrücken entstanden in kleineren Städten des Gebietes kleine Museen, die für ihren engeren Bezirk die Aufgabe der Pflege alter Kulturwerte ihres Heimatkreises zu erfüllen haben. Ein starker, lebendiger Geist regt sich hier überall. Es ist derselbe schaffende, bauende Geist unserer Brüder „drüben im Reich“.

Professor Dr. Fritz Kloevekorn in Saarbrücken:

Die Saargegend als Streitobjekt in der Geschichte

Das Saargebiet ist ein politisches Gebilde ganz jungen Datums. Der Friedensvertrag von Versailles hat im Jahre 1919 diese unglückselige Lösung gefunden. Im Jahre 1935 wird dieses Gebiet wieder von der Bildfläche verschwinden. Was Frankreich im Versailler Frieden erreichen wollte, hat es nicht erreicht und wird es nimmer erreichen. Die Zeiten sind vorbei, da man auf offenkundigen Unwahrheiten Verträge von Dauer errichten kann. Es ist nicht das erste Mal, daß Frankreich nach der Saargegend griff. Solange der deutsch-französische Gegensatz als historische Erscheinung lebt, wiederholt sich mehrfach das Schauspiel, daß Frankreich, unzufrieden mit seiner östlichen Grenze, den Versuch macht, die Grenzen zu seinen Gunsten zu verschieben und in den nationalen Lebenswillen des deutschen Volkes einzudringen. Die Gefahrenzone liegt auf einer Linie, die etwa von Straßburg nach Luxemburg hinzieht, und die Saargegend ist innerhalb dieser Linie der Brennpunkt.

So ist die Geschichte der Saargegend eigentlich nur ein Ausschnitt aus dem Jahrhunderte alten Ringen zwischen Deutschland und Frankreich, bei dem Frankreich fast immer der Angreifer ist, während Deutschland vielmehr die Rolle des Verteidigers spielt.

Frankreich führt, um seine Ansprüche auf das Saargebiet zu stützen, historische Gründe ins Feld, es behauptet, die gallo-römische Zeit habe in der Saargegend die Grundlagen für die spätere Kulturentwicklung gelegt. Nun wissen wir aber über die Keltenzeit vor 2000 Jahren so viel als nichts, und die wissenschaftlichen Untersuchungen über die römische Zeit an der Saar haben das Ergebnis, daß diese Zeit in keiner Weise traditionsbildend und richtunggebend für die folgende germanische Zeit gewesen ist. Nirgendwo in der Saargegend knüpfen die ganz anders gearteten Siedlungen der Franken und Alemannen an die römischen Siedlungen an. Eine wirklich kulturbildende Kraft setzte erst

mit der Christianisierung ein, und diese fällt in das 7. Jahrhundert, also längst nachdem die Franken die Saargegend beherrschten.

Es ist weiter eine historische Tatsache, daß das Land an der Saar in der Teilung des karolingischen Reiches im Jahre 843 im Verträge von Verdun an das Mittelreich Lothars, und als dieses im Jahre 870 aufgelöst wurde, im Verträge von Mersen, an das ostfränkische, also deutsche Reich kam und dauernd staatsrechtlich damit verbunden blieb. Im Laufe des Mittelalters hat Frankreich auch keine Ansprüche auf die Saargegend erhoben. Es blieb dem 17. Jahrhundert vorbehalten, den ersten Kampf um die Saar auszufechten.

Seitdem durch den Leiter der französischen Politik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, durch Kardinal Richelieu, das Schlagwort von den „natürlichen Grenzen“, worunter er und alle Nachfolger, die Rheingrenze verstanden, als Ziel der französischen Außenpolitik verkündet worden war, hat Frankreich dieses Ziel mit einer geradezu bewundernswerten Zähigkeit verfolgt. Innerhalb der klassischen Rheinpolitik nahm und nimmt die Saargegend eine Etappenstellung ein. Ludwig XIV. hat in der Verfolgung der Politik Richelieus den Kampf um die Saar begonnen und hat ihn vorübergehend auch gewonnen. Die historisch-rechtliche Begründung, die er für die Annexion der Saargegend in seiner Reunionspolitik gab, daß nämlich die Grafschaft Nassau-Saarbrücken lehensabhängig von Metz sei, ist in dieser Form absolut unhaltbar. Das unerhörte Unrecht der Richter des Metzter Reunionstribunals lag darin, daß sie eine vor 800 Jahren geschaffene Lehensabhängigkeit eines deutschen Grafen von einem deutschen Bistum für verschwindend kleine Teile, nämlich für die Burg und den Königshof Saarbrücken, als einen Rechtsgrund ansahen, um die ganze Grafschaft Saarbrücken, die Grafschaft Ottweiler, Homburg, St. Wendel, Blieskastel, Merzig und den ganzen unteren Saargau für Frankreich zu annektieren. Neben dem rein politischen Interesse waren für Frankreichs Raubpolitik vor allem wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend, denn dieses Land an der Saar barg reiche Bodenschätze und hatte eine schon damals recht ansehnliche Industrie entwickelt. Ludwig XIV. hatte die Macht, und dem Deutschen Reiche fehlte die Kraft, den Raub Frankreichs rückgängig zu machen. Wie selbst Franzosen das schreiende Unrecht des Königs verurteilten, das kann man in einem Briefe Fénelons an Ludwig XIV. lesen.

Nicht lange hat Ludwig XIV. sich der geraubten Saargegend erfreuen können, denn schon nach 17 Jahren, am Ende des pfälzischen Raubkrieges, mußte Frankreich im Frieden zu Ryswyk (1697) die reunierten Gebiete an der Saar, den rechtmäßigen deutschen Besitzern wieder zurückgeben, und so endigte das furchtbare 17. Jahrhundert mit seinem 30jährigen Kriege, mit den Raubkriegen des französischen Königs, mit der berüchtigten Reunionspolitik, doch mit einem freudigen Akkord für die Bewohner der Saargegend.

Französische Geschichtsforscher haben den Frieden zu Ryswyk im Jahre 1697 als einen Wendepunkt in der französischen Grenzpolitik bezeichnet. Das ist insofern richtig, als Frankreich im 18. Jahrhundert an Stelle der brutalen Machtpolitik den Weg der diplomatischen Verhandlungen wählte und in diesen Verhandlungen mit den Territorialherrschaften an der Saar und an der Mosel keine schlechten Geschäfte machte. Obschon Frankreich zu Beginn des Jahrhunderts nur das von Ludwig XIV. gegründete Saarlouis im Saartal besaß, stand es infolge geschickter Tauschverhandlungen mit den Fürsten von Saarbrücken, mit Kurtrier, mit den Grafen von der Leyen und mit den Herzögen von Zweibrücken am Vorabend der großen Revolution in breiter Front im Saartal und wartete nur auf den Augenblick, um von dieser Angriffsstellung aus sein großes Ziel, den Rhein, zu erreichen. Dieser Augenblick kam bald.

Das 18. Jahrhundert ist für die Saargegend eine Blütezeit gewesen. Die Grafschaft Nassau-Saarbrücken, das

größte Territorialgebilde an der mittleren Saar, hatte in dem Fürsten Wilhelm Heinrich einen aufgeklärten Monarchen, der neben einem starken Verständnis für die wirtschaftliche Entwicklung seines Landes einen offenen Sinn für die Kulturentwicklung hatte. Er verstaatlichte den Saarkohlenbergbau, er sorgte für Handel, Gewerbe, Industrie in gleicher Weise wie für Schule und Kirche. Was heute in Saarbrücken an kunstgeschichtlich bedeutsamen Barockbauten noch vorhanden ist, geht auf die Zeiten Wilhelm Heinrichs zurück, der das Glück hatte, in Friedrich Joachim Stengel einen Baudirektor zu finden, der den künstlerischen Ideen des Monarchen Ausdruck zu geben verstand. Leider wurde die Kulturblüte in der Saargegend in der Zeit der französischen Revolution geknickt.

So grundverschieden auch die Einstellung der Revolutionäre im Vergleich zu den führenden Männern in der Zeit des Absolutismus hinsichtlich der Probleme der inneren Politik war, in außenpolitischen Dingen ist die Einstellung die gleiche. Das Ziel ist der Rhein. Wenn auch die Konventstruppen die deutsch-französische Grenze überschritten und die Grafschaft Nassau-Saarbrücken sowie die angrenzenden Territorien gewaltsam okkupierten, den Rhein konnte erst der Sohn und Überwinder der Revolution zum Grenzflusse machen. Das große Ziel wurde in den Friedensschlüssen zu Campo Formio 1797 und zu Luneville 1801 erreicht. Die Saargegend kam zum Département de la Sarre mit der Hauptstadt Trier.

Die französische Publizistik hat mehrfach die Behauptung aufgestellt, daß während der 2. Besetzung der Saargegend in der Zeit der französischen Revolution und des napoleonischen Kaisertums sich die Sympathien des Volkes an der Saar für Frankreich gezeigt hätten. Man habe die französischen Truppen begeistert begrüßt, man habe Petitionen mit dem Ersuchen um Anschluß an Frankreich nach Paris gesandt; endlich seien die Volksabstimmungen von 1802 und 1804 unwiderlegbare Beweise für die französische Haltung der Bevölkerung gewesen. Prüft man das historische Material daraufhin, so ergibt sich ein völlig anderes Bild. Zweifellos hat es in der Saargegend, wie in ganz Deutschland, Menschen gegeben, die im Zeitalter der Aufklärung eine tiefe Abneigung gegen das feudale System hatten und die für die Ideen der Revolution schwärmten. Man braucht ja nur an Goethe, Schiller, Wieland, Görres und andere zu denken. Alle wandten sich aber mit Entsetzen ab, als sie die politische Praxis der Revolutionäre kennenlernten. Wenn man daran denkt, daß die Revolutionäre in der Saargegend alle fürstlichen Schlösser verbrannten, daß sie fast unerschwingliche Kontributionen den Bewohnern der Saarstädte auferlegten, daß sie in den Landorten, wie uns berichtet ist, Vieh, Frucht, Fourage und selbst die Glocken von den Kirchtürmen holten, daß sie in Saarbrücken zwei unschuldige nassauische Untertanen mit dem Fallbeil hinrichteten, dann muß man sich fragen, wie mag wohl die „Begeisterung“ ausgesehen haben?

Was die Bitte um Anschluß an Frankreich angeht, so haben wir darüber ein interessantes Zeugnis aus jener Zeit in der Chronik eines Bürgers, der uns berichtet, wie das gemacht wurde. Man lud die Bürger am letzten Tage des Jahres 1797 in die Kirche, und dort erklärte die anwesende französische Behörde den wenigen Erschienenen, daß nunmehr alle linksrheinischen Lande dem französischen Staatsverbände einverleibt seien und daß die Bürger nunmehr ihrer Freude Ausdruck verleihen sollten darüber, daß sie von der despotischen Gewalt der Fürsten befreit seien. Diese von Franzosen verfaßte Erklärung fand in den beiden Saarstädten zusammen 61 Unterschriften. Von einer Sympathie des Saarlovolkes für Frankreich kann auf Grund dieser erzwungenen Adresse keine Rede sein.

Und wie steht es mit den Volksabstimmungen in den Jahren 1802 und 1804? Nachdem im Jahre 1801 die Saargegend französisch geworden war, war es ganz selbstver-

ständig, daß auch hier, wie im übrigen Frankreich, Volksabstimmungen vorgenommen wurden. In den Jahren 1802 und 1804 ist nun lediglich über die verfassungsrechtlichen Fragen abgestimmt worden, ob Napoleon Konsul auf Lebenszeit beziehungsweise ob Napoleon Kaiser werden sollte. Keinesfalls können diese Abstimmungen als Ergebenheitserklärungen für Frankreich gewertet werden.

Die zweite Besitzergreifung der Saargegend durch Frankreich geschah wie die erste in einer Zeit starker politischer und wirtschaftlicher Überlegenheit unseres westlichen Nachbarn. Naturgemäß hat das Land an der Saar von dieser unfreiwilligen Eingliederung wirtschaftliche Vorteile gehabt, und diese Vorteile haben für manchen Menschen die Fremdherrschaft nicht so schwer empfinden lassen, um so mehr, als Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts politisch auseinanderbrach. Das Wirtschaftsleben, das in den Revolutionsjahren schwer daniederlag, kam in der napoleonischen Zeit wieder in Gang. Napoleon baute aus strategischen Erwägungen große Verkehrsstraßen in der Saargegend, er plante die Kanalisierung der Saar, er interessierte sich sehr für die Saarkohlengruben, so daß das Wirtschaftsleben der Saargegend eine Aufwärtsentwicklung durchmachte. Eins gelang allerdings nicht: das Volk an der Saar wurde nicht französisch. Die Bande des Blutes waren doch stärker als die wirtschaftlichen Vorteile. Gerade in der Zeit der Fremdherrschaft empfand das Volk an der Saar die innere Verbundenheit mit dem deutschen Mutterlande, und dieses Gefühl kam zu machtvoller Ausdruck, als Napoleons Stern unterging. Das städtische Bürgertum in den Saarstädten erhob sich frei und selbstbewußt für Deutschland gegen Frankreich zu einer Zeit, in der absolut noch nicht abzusehen war, ob diese mannhaft patriotische Haltung auch von Erfolg gekrönt sein würde. Nach den Erklärungen Justus Gruners, des Gouverneurs des Mittelrheins, zu dem die Saargegend gehörte, daß alle Deutschen wieder miteinander vereinigt würden, wirkte in der Saargegend die Bekanntgabe der Bedingungen des 1. Pariser Friedens geradezu niederschmetternd. Denn in diesem Frieden waren Saarbrücken und Saarlouis und das eigentliche Kohlengebiet bei Frankreich geblieben. Glücklicherweise hatten die Bürger der Saarstädte in Heinrich Böcking einen ausgezeichneten Führer. Er hatte den richtigen Gedanken, daß man die deutsche Öffentlichkeit für die Wünsche der Saarbevölkerung mobil machen müsse. Zu diesem Zweck trat Böcking in Verbindung mit dem Manne, dessen Stimme als Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“ in allen politischen Fragen Gewicht hatte. Das war Joseph Görres, der sich mit aller Energie für das Deutschtum an der Saar einsetzte. Trotz alledem hätte für die Saargegend die Befreiungstunde nicht so schnell geschlagen, wenn nicht ein ungewöhnliches politisches Ereignis eingetreten wäre. Napoleon kehrte von Elba nach Paris zurück. Diese Nachricht einigte schnell die Staatsmänner auf dem „Wiener Kongreß“ gegen den Störenfried, und die Kanonen von Waterloo entschieden nicht allein das Schicksal Napoleons, sondern auch die Befreiung des Teils der Saargegend, der im 1. Pariser Frieden noch bei Frankreich verblieben war.

Die französische Publizistik des 19. Jahrhunderts hat den Gedanken vertreten, daß durch den 2. Pariser Vertrag Frankreich ein schweres Unrecht zugefügt worden sei, und denselben Gedanken treffen wir wiederum bei den französischen Staatsmännern, die den Versailler Vertrag geschaffen haben, und selbst in der jüngsten Saarliteratur Frankreichs wird das wieder betont. Demgegenüber ist doch darauf hinzuweisen, daß hier ein rein deutsches Volkstum saß, das sich danach sehnte, die französische Fremdherrschaft loszuwerden, daß der damalige französische Unterhändler Talleyrand nicht von Verletzung feierlicher Verpflichtungen gesprochen hatte, und daß die englische Politik den Standpunkt vertrat, daß man wohl berechtigt sei, diese deutschen Gebiete wieder zurückzunehmen. Nach all den Kriegen, die das französische

Machtstreben in den letzten zwanzig Jahren vom Zaune gebrochen hatte, war die Buße, die jetzt dem französischen Staate auferlegt wurde, so gering, daß Blücher wohl recht hatte, wenn er meinte, daß die Federfuchser von Diplomaten verdorben, was die Generale gut gemacht hätten. Die überschwängliche Begeisterung des Volkes an der Saar, als der Wunsch, mit Preußen vereinigt zu werden, in Erfüllung ging, war ein bitteres Volksurteil über die abgelaufene französische Herrschaft.

Mit dem Jahre 1815 beginnt die preußische Geschichte der Saargegend. Auch diese Zeit ist von der französischen Geschichtsschreibung verdächtigt worden. Man hat sie als eine Epoche preußischer Bedrückung und preußischer Kolonisation bezeichnet. Aber auch hier liegt die Sache ganz anders. Das Gegenteil ist richtig. Das 19. Jahrhundert bedeutet für das Land an der Saar nach den unvermeidlichen Jahren des Übergangs eine Zeit starken wirtschaftlichen Aufschwungs im Rahmen der preußischen Monarchie. Frankreich hat von 1815 bis 1870 kein Jahrzehnt vergehen lassen, ohne begehrliehe Blicke nach der Saar und nach dem Rhein zu senden. Aber jedesmal, wenn von Westen her drohende Wolken aufzogen, haben die Saarländer, die nun die starke preußische Rückendeckung hatten, ganz unzweideutig ihrem festen und unerschütterlichen Glauben an Preußen und Deutschland Ausdruck verliehen, so z. B. im Jahre 1840, als der französische Minister Thiers den Kampf um den Rhein beginnen wollte. Im Jahre 1848, im Revolutionsjahre, schrieben die Saarbrücker und St. Johanner Bürger in einer Adresse an den preußischen König: „Wir sind Bewohner der äußersten Grenzstadt Ihres Reiches. An unsere Fluren ragen Frankreichs Berge mit der Fahne der Freiheit. Sie lockt uns nicht. Unsere Herzen schlagen für Deutschland.“

Besonders schlimme Zeiten zogen für die Saargegend herauf, als Napoleon III. Kaiser der Franzosen wurde. Bereits im Jahre 1857 hatte er geäußert, daß zur Befestigung seiner Macht ihm das linke Rheinufer fehle. Die Erfolge im Krimkriege sowie im sardinisch-österreichischen Kriege ermutigten ihn, auch den Kampf um Saar und Rhein zu beginnen. Freilich lagen die Verhältnisse doch nun ganz anders, wie am Ende des 18. Jahrhunderts. An Stelle der vielen kleinen Territorialgewalten lag nun wie ein Block aus Granit Preußen auf dem linken Rheinufer, geführt von Bismarck, der geistig und taktisch Napoleon III. bedeutend überlegen war. Und dann ist nicht zu vergessen, daß die Idee der Nationalität in Deutschland gewaltige Fortschritte gemacht hatte, so daß ein Kampf um Saar oder Rhein ein Kampf auf Tod und Leben zwischen dem ganzen deutschen Volke und Frankreich werden mußte. Besonders kritisch waren die sechziger Jahre. Ein französischer Vorstoß folgte auf den andern. Einmal sind es Gerüchte über ein Abtretung der preußischen Kohlengruben an Frankreich, dann wird in einer politischen Broschüre, die aber anscheinend von oben inspiriert ist, „Le Rhin et la Vistule“, die Grenze von 1814 gefordert, noch stärker legen sich französische Wirtschaftskreise ins Zeug, die in einem Artikel der „Opinion nationale“ schreiben: „Wir bedürfen des Kohlenbeckens an der Saar, das bestimmt ist, Lothringen, das Elsaß und unsere nordöstlichen Departements mit Kohlen zu versorgen. Die wahre Friedenspolitik besteht darin, einer Nation, das nicht zu verweigern, was ihr die Natur selbst bestimmt hat.“ Es heißt dann gegen Schluß des Artikels: „Außerdem sind Saarlouis, Saarbrücken und Landau durch eine gehässige Verletzung der feierlichsten Verpflichtungen Frankreich entrissen worden.“ Als der Konflikt Preußen-Österreich sich so verschärfte, daß eine kriegerische Auseinandersetzung unvermeidlich erschien, da glaubte Napoleon aus dem Stadium von Hoffnungen und Wünschen seine Forderungen in das Gebiet der praktischen Politik tragen zu können. Durch seine Botschafter verhandelte er mit beiden Staaten und hoffte, aus der Katastrophe sein Geschäft am Rhein und an der Saar

machen zu können. Mit Österreich, an dessen Sieg er glaubte, wollte er das ganze Rheinland in seine Hand bringen, weil Österreich am Rhein ja weniger interessiert war. Mit Preußen glaubte er nur über den „petit rhin“ verhandeln zu können. Aber sowohl in Österreich wie in Preußen fand Napoleon III. unerwartet große Schwierigkeiten, und als dann der Krieg von 1866 so schnell und so anders zu Ende ging, als Frankreich gehofft hatte, war das Spiel für Napoleon verloren. Zwar stellte er durch Benedetti an Bismarck noch einmal Forderungen, die erheblich über die Saargegend hinausgingen. Bismarck bezeichnete das Festhalten an diesen Forderungen als Kriegsfall und machte den französischen Botschafter darauf aufmerksam, daß Frankreich einen solchen Krieg nicht mit Preußen allein, sondern mit dem ganzen Deutschland auszufechten habe. Darauf wich Napoleon III. zurück. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß, wenn die Kriege von 1866 oder von 1870 einen anderen Ausgang genommen hätten, Frankreich mindestens nach dem „petit rhin“, d. h. nach den Grenzen von 1814 gegriffen hätte. Es ist nun noch interessant, wie sich die Saarbevölkerung zu diesen französischen Vorstößen in den sechziger Jahren verhalten hat. Wir haben hier ein untrügliches Zeugnis aus dem Jahre 1866. Die Wahlmänner des Kreises Ottweiler, St. Wendel und Saarbrücken, also die gewählten Vertreter der Saarbevölkerung, richteten damals ein Manifest an die Bewohner Frankreichs, das in wohlwollender, freundlicher aber doch fester Form den absoluten Willen, deutsch zu bleiben, kundgibt. Es heißt darin: „Wir sind Deutsche durch und durch, wir halten fest an unserer Eigenart in Sprache und Sitte, in Gefühls- und Anschauungsweise, im öffentlichen und Familienleben. Wir hängen mit ganzem Herzen an unserem deutschen Vaterland in seinen Leiden der Gegenwart, in seinen Hoffnungen auf die Zukunft, und unter den schweren Sorgen des Augenblicks ist unsere schwerste Sorge die, von unserem Vaterlande losgerissen zu werden. Wir geloben mit Worten von Ehrenmännern vor Gott und den Menschen, daß wir, wenn uns ein widriges Geschick vorübergehend von unserem Vaterlande trennen sollte, mit der ganzen Zähigkeit,

deren der Deutsche fähig ist, an unserer Nationalität festhalten wollen!“

Ähnliche Äußerungen der Saarbevölkerung, die den absolut deutschen Charakter betonen, liegen aus dem 19. Jahrhundert sehr viele vor. Ihnen gegenüber machen die französischen Behauptungen von „Mußpreußen“ und „preußischer Bedrückung“ einen fast komischen Eindruck.

Nach dem Kriege von 1870-71 waren alle Hoffnungen Frankreichs, die Saar- und Rheinpolitik fortzusetzen, vorläufig begraben. Durch die Wiedergewinnung Deutsch-Lothringens war die Saargegend nicht mehr Grenzland. So bildete nach 1870 bis zum Weltkriege die Saar kein Problem, weder der deutschen noch der französischen Außenpolitik. Aber schon vor dem Ende des Weltkrieges hat Frankreich wieder an die Erwerbung der Saargegend gedacht, denn das ist der Sinn des Abkommens mit Rußland am Anfange des Jahres 1917. Und während der Verhandlungen in Versailles, zu denen bekanntlich Deutschland nicht zugelassen war, ließ Frankreich alle Minen springen und scheute sich nicht, Verdrehungen, Unwahrheiten und Fälschungen zu gebrauchen, um die Verbündeten von den „französischen Gefühlen“ im Saarlande zu überzeugen. Trotzdem hat es sein Ziel, die Annektion des Saargebiets infolge des Widerstandes von Lloyd Georges und vor allem von Wilson nicht erreicht. Nur die Kohlengruben wurden Frankreich übereignet und ein politisches Sonder-Regime unter dem Völkerbunde eingeführt. Erst im Jahre 1935 soll über die Zugehörigkeit des Gebietes abgestimmt werden.

Wer die politischen Dinge im Saargebiet nach 1918 verfolgt hat und die Vergangenheit des Gebietes kennt, für den ist die vorbildliche Haltung der Bevölkerung nicht weiter verwunderlich. Sie entspricht nur saarländischer Tradition. Es ist heute derselbe Geist, der im Jahre 1815 den Anschluß an Preußen forderte, es ist derselbe Glaube an Deutschland, der im Jahre 1866 in dem Manifest an das französische Volk zum Ausdruck kam, es ist dieselbe Liebe zu Deutschland, die sich vor drei Jahren bei der Jahrtausendfeier offenbarte. Frankreich sollte endlich einsehen, daß es den Kampf um die Saar endgültig verloren hat.

Chefredakteur *Otto Eckler* in Saarbrücken:

Das schöne Land an der Saar

Das politische Machtdiktat von Versailles hat unter der Bezeichnung „Saargebiet“ aus der südlichen Rheinprovinz und aus der bayerischen Rheinpfalz rein willkürlich Teile herausgerissen und unter der vorläufigen Regierung des Völkerbundes in einem vom deutschen Mutterlande losgelösten Verwaltungsrahmen zusammengefaßt. In einer Länge von etwa 50 km und einer Breite von rund 40 km umfaßt dieses Gebiet 1882 km². Es ist ungemein dicht bevölkert, denn auf einen Quadratkilometer entfallen 372 Einwohner gegen 125 im Durchschnitt im übrigen Reiche. Die Gesamtbevölkerung von rund 800000 Seelen findet vorwiegend ihre Existenz in der ausgedehnten und bedeutsamen Industrie, die sich auf den reichen Kohlenschätzen des Landes aufgebaut hat. Es ist falsch, von einem, wie es oft geschieht, „Saarstaat“ zu sprechen, denn das Saarland ist noch immer ein Teil des Deutschen Reiches, nur die Ausübung der Souveränität durch das Reich ruht für die Dauer der provisorischen Machtbefugnisse des Völkerbundes. Kohle und Eisen sind die wirtschaftlichen Grundpfeiler des Saarlandes. Schon vor 500 Jahren wurden hierzulande Kohlen gegraben. Das Saarkohlenbecken erstreckt sich in 40 Kilometer Länge und bis zu 30 Kilometer Breite zwischen der Saar und der Blies östlich bis in die Rheinpfalz und westlich bis in das heute wieder französische Lothringen, wo die Kohlenflöze ihre Fortsetzung finden. Ungeheuer sind die Kohlenschätze,

die im Schoße der Erde schlummern und ihrer Hebung harren. Nach einer Schätzung von Sachverständigen reichen die Vorräte bei der gegenwärtigen Jahresförderung von durchschnittlich 12 Millionen Tonnen bis zu einer Teufe von 1000 m hinab noch auf 800 bis 900 Jahre, bis zu 1500 m Teufe aber schätzt man die Abbauzeit noch auf 1400 Jahre und darüber hinaus, beim Abbau bis zu noch größerer Teufe auf einige tausend Jahre. Bis über 1000 m sind schon heute einige Schächte der Saargruben in das Erdinnere hinabgetrieben worden. Unter der preußischen Fiskalverwaltung haben die Saargruben mit einer Belegschaft von zuletzt 63000 Mann eine ständige gesunde Entwicklung genommen, im Machtdiktat von Versailles wurden sie Frankreich zum Ausgleich der Grubenerstörungen in Nordfrankreich während des Krieges als Eigentum überantwortet. Die Grubenschäden in Frankreich sind längst wieder ausgeglichen, ohne daß die Saargruben als Pfandobjekt dafür wieder freigegeben wurden; erst wenn das „Saargebiet“ zum Reiche zurückgekehrt ist, erlangt Deutschland das Recht zum Rückkauf der Gruben.

Noch älter als der Kohlenbau ist die Eisengewinnung im Saarlande, die bis in das Jahr 1000 zurückgeht und auch schon zur Römerzeit hier betrieben wurde. Der Holzreichtum der ausgedehnten Saarwälder in Verbindung mit dem Vorkommen von Eisenerzen gewährten

die Grundlagen zu dem Aufbau einer gewaltigen Hütten- und Eisenindustrie. Sechs große Hüttenwerke zählen wir im Saargebiet, die über 30 000 Arbeiter beschäftigen. Sehr zahlreich sind auch die Werke der eisenverarbeitenden Industrie vertreten. Neben Kohle und Eisen gehört die Glas- und Keramindustrie zu den Schlüsselindustrien des Saarlandes. Glashütten sind hier schon im 14. Jahrhundert betrieben worden. Heute bestehen Firmen dieser Art von Weltruf mit mehreren tausend Arbeitern, deren Erzeugnisse in allen Weltteilen Abnehmer finden.

Der Reichtum an Bodenschätzen und die bedeutsame Entwicklung der Industrie im Saarlande sind heute die Ursache des Leidens der Saarbevölkerung geworden. Frankreich, das seine Blicke vor wie nach begehrt auf die Rheingrenze gerichtet hält, beanspruchte wenigstens das Saarland als Kriegsbeute, und als es auch dieses Ziel noch nicht erreichen konnte, ertrug es die Lostrennung des Saarlandes vom Reiche auf 15 Jahre. Bis dahin, war seine stille Hoffnung, würde ihm wohl bei der politischen Zwangslage Deutschlands dieses Beutestück als reife Frucht zugefallen sein! So kam das Saarland unter die Verwaltung des Völkerbundes, der es zu „treuen Händen“ übernahm, bis durch die vorgesehene Volksabstimmung im Jahre 1935 die politische Zukunft des Saarlandes ihre Lösung finden sollte. Dies zur kurzen politischen Orientierung über unsere engere Saarheimat, die mit dem besetzten



Partie an der unteren Saar

Gebiete das Schicksal fremdherrschaftlicher Vergewaltigung teilt, darüber hinaus aber noch immer der Begehrlichkeit Frankreichs ausgesetzt ist, das auch historische Ansprüche erfunden hat, die ihm diese Kriegsbeute noch nachträglich sichern sollen.

Immer wieder ist über die Saar hinaus in das Reich die Klage gelangt über französische Vergewaltigungsversuche, die Stimmung der Bevölkerung nach Westen zu zwingen, immer wieder ist aber auch an der Saar der Treueschwur erneuert worden, daß das gesamte Saarloch als ein Teil des deutschen Volksganzes zurück zum Mutterlande verlangt, ein Ziel, dem auch unsere Brüder und Schwestern im Reiche zustreben müssen und zustreben. Deutsch bleibt die Saar immerdar, ist hier die Parole!

Doch nicht von politischen Dingen und wirtschaftlichen Fragen, die hier lediglich orientierend kurz gestreift sein mögen, soll die Rede sein. Ich will vielmehr die deutschen Leser hineinführen in das schöne deutsche Land an der Saar und sie vertraut machen mit dem köstlichen Schatze deutschen Bodens, den es noch zu wahren und zu verteidigen gilt. Das schöne Saarland? Ein Industriegebiet! Das man gewöhnt ist, sich als eine triste und reizlose Gegend vorzustellen! Besucher aus dem Reiche, die freilich selten genug bis in unsere Grenzmark hier im Westen vordrangen, sind mit Recht erstaunt über die reizvolle Landschaft, die sich ihnen hier in mannigfacher Abwechslung erschloß. Reichbewaldete Höhenzüge wechseln

mit fruchtbaren Landstrichen ab, in der Mitte das breite Saartal, von Brebach bis Dillingen eine Hüttenstraße mit einem Wald von Essen, aber umrahmt von einer anmutigen Landschaft, die wie verklärend die Stätte der Arbeit umschlingt. Im unteren Flußlauf verengt sich das Tal, jäh aufsteigende rauhe Felsgebilde zwingen den Fluß zu kühnen Windungen mit immer neuen Ausblicken, im Norden haben vulkanische Ausbrüche hochragende Bergkuppen bis nahezu 600 Meter emporgetürmt, die dem Lande schon einen gebirgigen Charakter verleihen. Hinter Saarburg aber hat der Fluß die sich ihm vorlagernden Felsriegel bezwungen, in stolzer Breite zieht er der Mosel zu, um mit ihr vereint seine Fluten mit dem deutschen Rhein zu vermählen, ein Sinnzeichen der Natur, das Saarland und Deutschland zueinanderstreben und zusammengehören, wie Saarloch und deutsche Brüder jenseits des Rheines seit über 1000 Jahren Kinder einer Nation sind, die man nicht trennen soll aus machthungrigem Erweiterungsbestreben.

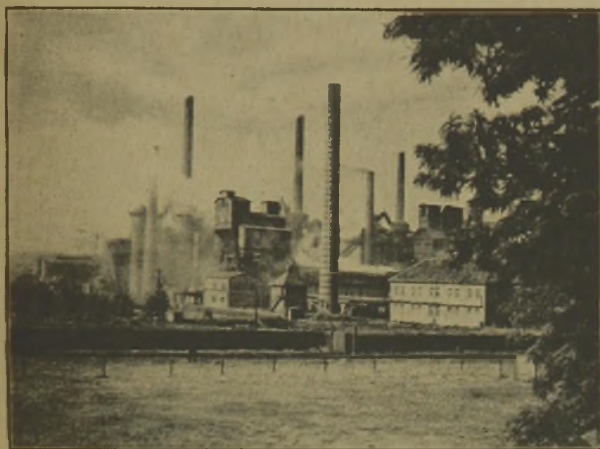
Wen der Weg bis in unser Rheinland führt, für den lohnt sich schon der Besuch unseres schönen Saarlandes, und er hilft auch mit pflegen und festigen die Bande deutschen Volkstums, die Saargebiet und Reich unlösbar miteinander verketten. Schon die Wege vom Rhein aus sind lohnend und sehenswert. Durch das rebengeschmückte Moseltal über Trier führt die Bahn den Reisenden in den romantischen Teil des Saartales, von Bingen aus, der Nahe entlang, in das Gewirr der Felsen durch zahlreiche Tunnel, die immer neue fesselnde Ausblicke erschließen, oder durch die liebliche Pfalz mit ihren lockenden Weingehängen, die Bergkuppen mit Burgen und Ruinen gekrönt, bis die Bahn den Reisenden in das Saargebiet selbst führt und sich ihm hier eine Stätte regsamer Arbeit bedeutender Industrien erschließt, die genug des Sehenswerten zu bieten vermögen. Gleich einem breiten Silberband durchzieht die Saar die nach ihr benannte Landschaft. Sie kommt von den Vogesen herab, nachdem sich ihre beiden Quellbäche, die schwarze und die weiße Saar, am Fuße des Donons zu einem Lauf vereinigt haben. In einer Strecke von 246 Kilometer durchzieht sie das Land, bis sie sich bei Conz mit der Mosel vereinigt. Im mittleren Lauf ist die Saar schiffbar und steht mit dem Rhein-Marne-Kanal in Verbindung. Eine ziemlich lebhaftere Schifffahrt dient dem Transport von Kohlen, Holz und Baumaterialien. Auf schwer beladenen Schiffen wird die aus dem Boden des Saarlandes geförderte Saarkohle heute zumeist nach — Frankreich verfrachtet, denn der französische Staat hat seine schwere Hand auf die einst preußischen Saargruben gelegt, die ihm zur freien und beliebigen Ausbeutung überantwortet werden mußten. Das Saargebiet zollt seinen Tribut an Frankreich!

Wer vermeint, hier in eine Gegend zu kommen, der die industriellen Anlagen mit ihrem Lärm und Ruß und Qualm den Stempel des grauen Alltags aufprägen, der wird angenehm überrascht sein, denn was unserem industriereichen Lande gerade einen besonderen Reiz verleiht, das ist die Verschmelzung von Natur und rastloser Arbeit. Eingebettet in die walddreiche Landschaft liegen die feuerspeienden Hochöfen, denn bis unmittelbar an die Stätten des Industrielebens treten unsere deutschen Saarwälder zum Teil heran und umkleiden sie mit dem verschönenden Schleier der Natur. Die Kohlengruben aber liegen zumeist inmitten des Waldes versteckt, nur die hohen Fördertürme mit ihren riesigen, nie rastenden Seilscheiben ragen über die umgebenden Baumkuppen hinaus.

Aber noch prächtiger wird diese Harmonie zwischen Arbeit und Natur, wenn im Dunkel der Nacht aus den mächtigen Konventerbirnen der Stahlwerke feuerdurchglühte Sternfarben zum Himmel aufleuchten, oder in den Walzwerken die rotglühenden Eisenschlangen sich winden und strecken, bis sie erkaltend zur Eisenschiene erstarren. Schon unser großer Dichterkönig und Naturfreund Goethe war von diesem Anblick ergriffen und überrascht, so daß er in seinem Buch über Wahrheit und Dichtung von einem

prachtvollen Feuerwerk schrieb, daß sich ihm bei einbrechender Dunkelheit unweit des Neunkirchner Eisenwerkes bot. Von der Saar hat Goethe als junger naturbegeisterter Student tiefe Eindrücke aus dem Schatze der Naturgeheimnisse mit nach Hause genommen. Er besuchte hier eine Alaunhütte, lernte in der Friedrichtaler Glashütte „eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkstätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes“ kennen, sah in den im Talgrunde gelegenen Schmelzhütten dem Prozeß der Eisengewinnung aus den in der durchsausendes Windgebläse angefachten Feuersglut zerschmelzenden Erzen zu und stattete auch der heute noch vorhandenen eigenartigen Sehenswürdigkeit des Saarlandes, dem brennenden Berge bei Dudweiler, einen Besuch ab. Schon seit über 250 Jahren glüht hier im Schoße der Erde ein zutage ziehender Kohlenflöz, der die überliegende Erdschicht feuerdurchröstet hat und die atmosphärischen Niederschläge in Dampfform aus den zerrissenen Felspalten treibt. Man kann dieses eigenartige Naturschauspiel noch heute, wie zu Goethes Zeit, bewundern.

Die Saarlandschaft trägt einen ausgesprochenen Hügelcharakter; sanft geschwungene Anhöhen in reicher Bewaldung, die an den lieblichen Charakter Thüringens erinnern, durchziehen das Gebiet, abgelöst von breiten Ein-



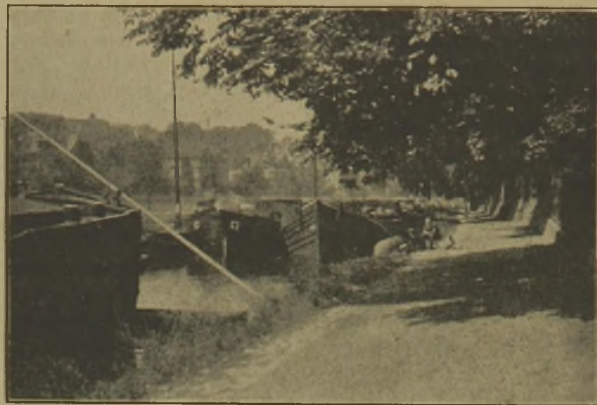
Saar-Hütte

schnitten landwirtschaftlichen Kulturbodens, die Flußsenkung im pfälzischen Teile zeigt ausgesprochenen Parkcharakter.

Zum Teil erheben sich die bewaldeten Höhenzüge der Saarlandschaft aber zu schon beachtlichen Höhen, zu denen der Blick hinaufschweift und von denen man weite umfassende Ausblicke über die reichgegliederte Landschaft genießt. So die Clöv bei Mettlach mit 450 m, der Limberg bei Wallerfangen mit 358 m, und weiter im Lande der Littermont bei Nalbach mit 418 m, der Scheidterberg bei Saarbrücken mit 358 m. Im Norden erhebt sich mit 572 Meter Höhe die überragende Vulkankuppe des Schaumberges aus Porphyrit. Hier nimmt die Landschaft in ihrer Höhenlage von über 500 Meter einen gebirgsähnlichen Charakter an. Vor uns liegen in überwältigender Pracht die waldigen Höhen des Hoch- und Idarwaldes, die das Saarland umkleiden. Mehr südlich erstrecken sich die Ausläufer des Pfälzer Waldes, der umfassende Kirkeler Wald. Nach Lothringen zu dehnt sich mit seinen idyllischen Weichern der Warndtwald aus, dessen besonders wertvolle Bodenschätze an schwarzen Diamanten die Begehrlichkeit der Franzosen anreizen. Ein Trost war es, jüngst aus dem Munde des deutschen Kanzlers die Zusicherung zu vernennen, daß das Reich nicht daran denke, auch nur einen Fingerbreit des Landes, dieses Glanzstückes unserer engeren Heimat, preiszugeben. Mächtige Buchenhaine wechseln hier mit hochragenden Tannen ab, es ist ein Stück deut-

schen Waldlandes, wie es schöner im Reiche nicht angetroffen werden kann.

Den Mittelpunkt des Saarlandes bildet die aufstrebende Großstadt Saarbrücken mit ihren rund 130 000 Einwohnern. Hier pulst ein Verkehrsstrom, der sich mit dem weit größerer Plätze ruhig messen kann. Die kanalisierte Saar verbreitert hier ihr Bett zu einem ansehnlichen Wasserlauf. Auf beiden Seiten der Saar dehnt sich das Stadtbild mit seinen vielen Türmen und ansehnlichen Bauten aus, um-



Die Saar bei Saarbrücken

geschlossen wieder von bewaldeten Höhenzügen als Naturumrahmung. Als Wahrzeichen der Stadt und auch des Saarlandes der Winterberg mit der denkmalgeschmückten Kuppe, dem ersten Erinnerungszeichen an die siegreiche Schlacht um die Spicherer Höhen in den denkwürdigen Augusttagen von 1870. Ein dem Andenken jener Tapferen geweihtes Denkmal, die uns die deutsche Einigkeit erstreiten halfen. Es sind historische Stätten, die hier der Fuß betritt. Von der Höhe herab grüßt der Gipfel des Spicherer Berges, der einst das Ziel blutigen Ringens war. Am Fuße dieser steil ansteigenden Höhe ruhen die Braven,



Barock-Kirche in Blieskastel

die ihr Bestes, ihr Leben, dem Vaterlande weihen. Grab reiht sich an Grab, manches im verschwiegenen Waldeswinkel verborgen, die Denkmäler der einzelnen Regimenter grüßen ihre Toten. Eine kurze Wegestrecke entfernt nur umfängt den Besucher die wehevoll-friedliche Stille des Ehrentales. Es gibt wohl keinen stimmungsvolleren Kriegerfriedhof als dieses Stück sorgsam gepflegter deutscher Erde im Saarland. Von einem Rosenhügel herab breitet die Germania segnend ihre Hände über die zu ihren

Füßen schlummernden Krieger. Tausende und aber Tausende sind im Laufe der Jahre hierhergepilgert, besuchen noch heute diese geweihte Stätte und schöpfen aus der Andacht, die uns hier umfängt, die Kraft, hoffnungsfroher einem friedlichen Aufstieg unseres Vaterlandes und der Wiedervereinigung unseres Saarlandes mit dem Reiche entgegenzublicken. Schon um dieser historischen Stätten willen sollte das Saarland allen Deutschen lieb und wert sein.

Wandern wir aber weiter durch unser Saarland. Die Saar durchfließt die fruchtbare Liesdorfer Ebene, den Gemüsegarten unserer Heimat, bis sich ziemlich jäh und unvermittelt schroff und zerklüftet aufragende Felsenwände dicht an die Ufer drängen und das Bett der Saar einengen. Kapellen und Kirchen grüßen von den bewaldeten Anhöhen freundlich herab. Die Perle der Saar, Mettlach und Umgebung, liegt wie in einer Schale ausgebreitet. Ein langgestreckter Bergrücken zwingt den Fluß zu einer stark gekrümmten Schlinge, das Tal ist eng und schluchtartig, zu stattlicher Höhe erheben sich die Clöv und die gegenüberliegende Burgruine Montclair. Wer durch den prächtigen Wald die Höhen ersteigt, dem erschließt sich ein überraschender Ausblick von ungeahnter Schönheit. Eine Felsenmauer zieht nach dem aus der Ferne grüßenden Saarburg mit seinem pittoresken, ruinegekrönten Schloßberg, der sich in den Fluten der kühl rauschenden Saar widerspiegelt. Hier empfängt den Wanderer ein Felsengebirge, das in seinen romantischen Formationen an die schönsten Stellen der so viel gepriesenen Sächsischen Schweiz erinnert. So der steil und zerklüftet aufragende Altfels, die schroff und zackig gegliederte Felsenwand mit der vorspringende Felszunge, auf der dicht am steil abfallenden Abgrunde die weithinsichtbare Grabkapelle des blinden Königs von Böhmen errichtet ist, dessen irdische Überreste hier nach manchen eigenartigen Wanderungen eine würdige Ruhestätte fanden. Umgeben ist dieser Platz von einem kleinen Naturpark mit geheimnisvollen Felsen gelassen, die noch aus der Römerzeit oder aus der Zeit der Kelten stammen. Rechts und links der Saar erschließen sich liebliche Seitentäler, und in immer neuer Abwechslung zeigt hier der deutsche Wald an der Saar seine lauschige Naturschönheit. Am unteren Flußlauf aber tragen die sonnenüberfluteten Anhöhen der Saar die köstliche Rebe. Der preussische Staat hat hier mustergültige Weindomänen im Betrieb. Edelgewächse reifen hier, die der Weinkenner als guten Tropfen wohl zu schätzen weiß und die zu dem Besten gehören, was der deutsche Weinbau hervorbringt. Wir nennen nur die Namen eines Bocksteiner oder Wawener Herrenberg, des Ayler Kupp oder Serriger Vogelsang, auch der spritzige Saarsekt erfreut sich großer Hochschätzung. Man schätzt die Spitzen der Saarweine wegen ihrer fruchtigen Edelsäure, ihres erdruchigen Aromas und ihrer feinen Farbentönung. Wahrlich, das deutsche Land an der Saar ist reich an Naturschönheiten und Interessantem und verdient es, mehr von den Brüdern und Schwestern im Reiche besucht, bewundert und geliebt zu werden!

Das Verhängnis, das der Versailler Vertrag über das schöne deutsche Land an der Saar gebracht hat, läßt auch einen kurzen flüchtigen Blick in die Vergangenheit unserer

Saarheimat angebracht erscheinen. Kelten und Franken vermischten sich hier, die Römerherrschaft wurde von der anstürmenden germanischen Flut vertrieben und Franken und Alemannen nahmen im 5. Jahrhundert Besitz von dem Lande. Wir stoßen heute noch auf die Spuren heidnischen Götzendienstes in der wohl erhaltenen Heidenkapelle am Halberg, die vermutlich dem Mithraskult diente. Auch bei Schwarzerden im Kreise St. Wendel ist in einer Felsenhöhle ein Mithrasdenkmal erhalten. Die Zeit der Verbreitung des Christentums und des Einflusses der Mönche auf die Kultivierung des Landes repräsentiert sich in einer Anzahl von Klostersniederlassungen und Kirchenbauten, die heute noch das Interesse der Kunstverständigen erwecken. So die alte Stiftskirche in St. Arnual in frühgotischem Baustil mit den Grabdenkmälern aus der Zeit des Saarbrücken-Grafengeschlechtes von 1446 bis 1627, die Benediktiner-Abtei in Tholey, die um das Jahr 600 gegründet wurde, die Abtei Wadgassen, das Benediktinerkloster in Mettlach, Ende des 7. Jahrhunderts gegründet. Vieles von diesen alten Bauwerken ist in den Wirren der Zeit zerstört worden, aber doch auch manches noch erhalten geblieben, das das Interesse des Kunstverständigen anzulocken vermag. Unter den Grafen von Nassau-Saarbrücken blühte hier in zahlreichen Bauten ein vorgeschrittener Barockstil auf, repräsentiert am reinsten in der schönen Ludwigskirche in Saarbrücken. Der Bevölkerung und ihrer Kultur nach ist die Vergangenheit des Saarlandes eine deutsche. Seit rund 1000 Jahren ist das Saarland deutscher Kulturboden. In den Wirren der vergangenen Geschichtsepochen war es aber als Grenzgebiet häufig genug Gefahren durch seinen mächtigen Grenznachbar Frankreich ausgesetzt. Schon Ludwig XIV. brachte es durch die berüchtigten Urteile der Reunionskammer von 1680 bis 1687 unter seine Herrigkeit, bis durch den Frieden von Ryswyk der Graf von Saarbrücken wieder in den Besitz seines Landes kam. Die französischen Revolutionsheere vertrieben dann 1793 den letzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken von seinem Stammsitz, französische Gewalthaber ergriffen Besitz von dem Lande, das im Frieden von Campo Formio im Jahre 1797 mit dem ganzen linken Rheinufer Frankreich zugesprochen wurde. In all diesen Drangsalen blieb aber die Bevölkerung gut deutsch gesinnt in Sprache und Art. Die Niederzwingung Napoleons ließ die Hoffnung der Wiedervereinigung mit Deutschland aufleben, aber erst im zweiten Pariser Frieden (1815) wurde diese Hoffnung erfüllt. Die Saarbrücker verlangten die Einverleibung zu Preußen. Seit jener Zeit nahm das Saarland Anteil an dem deutschen Aufstieg. Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges ließ wieder die Begehrlichkeit Frankreichs nach unserem Saarlande aufleben. Wieder ringt unser Grenzland um sein deutsches Schicksal. Getreu seinem köstlichen Vermächtnis aus der Vergangenheit in der Liebe zur Scholle, zur engeren Saarheimat und zum deutschen Vaterlande wird sich die Saarbevölkerung nicht beirren lassen in dem Willen zur Rückkehr zum angestammten Mutterlande. Sie hofft auf die Hilfe des wieder im Aufstieg begriffenen Reiches und harret der Einlösung der Zusicherung, daß nicht ein Fingerbreit deutschen Bodens an der Saar fremdländischer Begehrlichkeit preisgegeben werden wird!

Hüttendirektor Dipl.-Ing. *Gottfried Reitböck* in Völklingen:

Der Diplom-Ingenieur im Saargebiet

Die Stellung der Diplom-Ingenieure im Saargebiet ist zweifellos schwieriger und anders gelagert als im übrigen Deutschland. Von jeher ist der vaterländisch Empfindende in den Grenzgebieten stärker mit nationalen Sorgen erfüllt; im Saargebiet tritt dies infolge der eigentümlichen politischen Stellung dieses Landes

besonders stark in Erscheinung. Gilt dies natürlich für jeden Deutschen des Saarlandes gleichermaßen, so erzeugt die Sonderstellung der saarländischen Industrie sowie die Verwaltung des Saarlandes für die Diplom-Ingenieure auch in ihrer Berufsarbeit besondere Pflichten.

Das kerndeutsche Saargebiet wurde durch das Versailler Diktat vom Mutterland abgetrennt und ins französische Zollgebiet gelegt. So führt es ein Doppelleben: Deutsche erzeugen deutsche Waren auf zollfreiem Gebiet. Das führte einmal dazu, daß neben der auf den Bodenschätzen aufgebauten, angestammten Industrie viele deutsche Fabriken jetzt im Saargebiet ihre Besonderheiten herstellen, wie z. B. Odol-Mundwasser, Batschari-Zigaretten usw. — zum andern aber erzeugte dieser Zustand die Überfremdung, das Eindringen oder sogar Vorherrschen ausländischen Kapitals in der saarländischen Industrie. Bei vielen Gesellschaften beträgt der Anteil des Auslandskapitals 50, 60 und mehr v. H.; der Bergbau ist bekanntlich vollkommen an Frankreich übereignet worden: die „Mines domaniales françaises de la Sarre“ beuten die Gruben nach eigenem Belieben und schrankenlos aus — bis die Volksabstimmung über die endgültige Zugehörigkeit des Saarlandes eine Wendung zum Besseren herbeiführen wird.

Die fremde Beteiligung an der Saar-Industrie hat die Anstellung ausländischer Kräfte im Gefolge. Zwar sind fast überall die in nächster Berührung mit der Arbeiterschaft stehenden Kräfte — Aufseher, Meister, Steiger usw. — Deutsche, weil die Arbeiterschaft nur deutsch ist, aber die leitenden Stellen — Betriebsassistent, Betriebschef, Obergeringieur, Direktor — sind bei den nicht rein deutschen Firmen vielfach von Ausländern besetzt. Der deutsche Diplom-Ingenieur steht hier im Wettbewerb mit den ausländischen Ingenieuren!

Zu der nationalen Verschiedenheit kommt der Unterricht in wissenschaftlicher und betriebstechnischer Hinsicht. Die Ausstrahlungen des nationalen Unterschiedes bedürfen keiner Erörterung, sie liegen schon mit Rücksicht darauf klar zutage, daß das Saarland ein Streitobjekt ist. Betriebstechnisch tritt beim französischen Ingenieur die stärkere Neigung zu Bürokratie in Erscheinung; er geht zögernder mit der Entwicklung mit und zeigt nicht genügend Fühlung mit den Anforderungen der Praxis. Der Diplom-Ingenieur hat naturgemäß in solchen Unternehmen beruflich viel schwerer zu kämpfen als in rein deutschen Gesellschaften.

In wissenschaftlicher Hinsicht ist zu beachten, daß der Bildungsgang der technischen Akademiker diesseits und jenseits der Reichsgrenze stark voneinander verschieden und ein unmittelbarer Vergleich nicht ohne weiteres möglich ist. Im Westen geht man in der Ausbildung mehr in die Breite und nimmt viel mehr Nebenfächer in das eigentliche Fachgebiet; man kennt keine Lernfreiheit und kontrolliert durch halbjährliche Prüfungen den Fortschritt und das Auf-rücken der Studierenden. Ungefähr gleichwertige Vorbildung an Mittelschulen oder höheren Schulen geben dort wie in Deutschland die Grundlage, doch verlangt man in Frankreich nur die Kenntnisse des Abituriums, nicht aber dieses selbst (das „Baccalaureat“). Dafür ist in Frankreich an jeder mit unseren deutschen Hochschulen zu vergleichenden Anstalt eine Aufnahmeprüfung abzulegen. Auch die Anstalten selbst sind anders organisiert, namentlich die technische Ausbildung an Universitäten.

Das Großherzogtum Luxemburg hat als einzige technische Lehranstalt nur eine Handwerkerschule. Den Deutschen in dem sehr bedeutenden Industrie-

lande Luxemburg ist es daher nicht möglich, in ihrer Heimat technische Fächer zu studieren, sie müssen ins Ausland gehen. Je nach der Einstellung studieren die Luxemburger in Belgien oder in Deutschland, merkwürdigerweise selten in der Schweiz. Da der Weltkrieg den deutschen Einfluß in jeder Beziehung außerordentlich verhindert hat, so ist luxemburgische Zuwanderung an deutsche Hochschulen, unter denen früher besonders Aachen stark bevorzugt wurde, empfindlich zurückgegangen und viele unserer Stammesbrüder gehen uns auf diese Weise kulturell verloren.

Zahlenmäßig betrachtet ist das deutsche Saargebiet mit deutschen Arbeitern aber viel ausländischem Kapital verhältnismäßig viel mehr mit französischen Ingenieuren bedacht, als Frankreich mit deutschen. Ein Vergleich mit Luxemburg fällt für das Saargebiet noch ungünstiger aus: absolut genommen sind aus dem kleinen Luxemburg viel mehr Ingenieure im Saargebiet tätig, als solche aus dem großen Deutschen Reich in Luxemburg.

Dieses interessante Nebeneinander von Ingenieuren entbehrt nicht eines gewissen Reizes: jeder will sein Bestes leisten und zeigen, will seine Bildung, seine Schule, sein Land herausheben. Könnte man sich die völkisch verschiedenen, jeweils anders herangebildeten Ingenieure in der vielgestaltigen großartigen Industrie des Saargebietes so tätig denken, daß jeder an seinem Platze sein Bestes leistet und daß Leistung allein, ohne jegliche persönliche Färbung und Beeinflussung beurteilt und geschätzt würde, dann könnte man einen idealen Betrieb haben, in den jede Nation und jede Kultur ihre Sendlinge geschickt hat, damit sich dort europäische Technik zu höchster Blüte entfalte.

Die Wirklichkeit ist aber anders, denn die nationale Einstellung ist nicht auszuschalten. So kommt es, daß die Stellung des Diplom-Ingenieurs im Saargebiet vor allem vom völkischen Gesichtspunkt aus betrachtet werden muß.

Von Interesse ist, wie Franzosen und Belgier Ständefragen behandeln. Während für uns Deutsche der Grad Diplom-Ingenieur für alle deutschen Hochschulen gleich ist, werden bei unseren westlichen Nachbarn große Unterschiede gemacht.

In Frankreich sind die höchsten Schulen, die die allerhöchsten Anforderungen an ihre Studierenden stellen, die „École Centrale des Arts et Manufactures“ und die „École Polytechnique“, beide in Paris. Ihre Absolventen nennen sich im ersten Fall „Ingénieur ECP“, im andern Fall „Ancien Elève de Polytechnique“. Interessant ist die Bezeichnung, abgestuft nach dem Ergebnis der Prüfungen bei den fünf hohen Schulen der „École des Arts et Metiers“ in Angers, Châlons, Cluny, Lille und Paris. Bestand der Absolvent die Prüfung besonders gut, so nennt er sich „Ing. A. et M.“, sonst darf er sich nur als „Ancien Elève A. et M.“ bezeichnen. Die mit unseren Bergakademien vergleichbare „École des Mines“ in Paris bildet Ingenieure heran, die sich „Ing. des Mines“ nennen.

In Belgien ist es ähnlich: Die Absolventen der „École de Liège“ nennen sich „Ing. A. L. Lg.“, ebenso bezeichnen sich Absolventen des „Institut Montefiov“ in Lüttich als deren ehemalige Schüler. Die belgischen Universitäten, die technische Fakultäten haben, wie Brüssel, Gent und Löwen bilden

ebenfalls Techniker heran, die sich in Brüssel „Ing. U. L. B.“ nennen, in Gent „Ing. U. G.“ und in Löwen „Ing. Civil U. L.“.

Da in Frankreich und in Belgien die Titel, wie Beispiele zeigen, sehr fein abgestuft sind, so gehört eine sehr genaue Kenntnis der Bezeichnungen und ihrer Abkürzungen dazu, um sie richtig auseinanderzuhalten. Die Titel- und Standesfragen sind also bei unseren westlichen Nachbarn bedeutend schwieriger und für die Allgemeinheit viel verworrener als bei uns. Wir Diplom-Ingenieure können uns jedenfalls des bisher Erreichten freuen und müssen die erfolgreiche Tätigkeit unseres Verbandes durch engsten Zusammenschluß, regstes Interesse und eifrigste Arbeit fördern, um so mehr, als das Saargebiet bald wieder

von französischen Ingenieuren befreit sein wird. Zwar kann man in französischen Reiseberichten, Katalogen usw. lesen:

„Sarre, territoire autonome, administraté par la France pour une première période de quinze années“

aber:

das Saarland ist deutsches Gebiet, vom Völkerbund treuhänderisch verwaltet, bis die Volksabstimmung entscheidet.

Der Ausgang der Abstimmung unterliegt keinem Zweifel: das Saarland wird wieder rein deutsch werden und in den Verband des Deutschen Reiches endgültig zurückkehren. Die deutschen Diplom-Ingenieure im Saarland werden dazu das Ihrige beitragen.

Die Saarfrage und der Bund der Saarvereine

Als man im Frühjahr 1919 in Versailles zu dem Ergebnis kam, die Saargruben den Franzosen als Eigentum zu übergeben und das rein deutsche Saargebiet politisch für eine Zeit von 15 Jahren einer Regierungskommission zu unterstellen, die alljährlich vom Rate des Völkerbundes ernannt wird, da war man mit dieser Regelung weder in Frankreich noch in Deutschland zufrieden und am allerwenigsten im Saargebiet selber; denn wir haben es hier mit einem rein deutschen Grenzgebiet zu tun und mit einer Bevölkerung, die stets bewußt deutsch war und deutsch bleiben will. Die Bestimmungen des Versailler Vertrags, daß die Bevölkerung 1935 darüber abstimmen soll, ob sie weiter vom Völkerbund regiert werden oder zu Frankreich oder wieder zu Deutschland kommen will, gab den Franzosen Veranlassung, mit allen ihnen geeignet erscheinenden Mitteln zu versuchen das Saargebiet für sich zu gewinnen. Alle Methoden, die ein Kolonisorator in einem eroberten Lande anwendet, um es ganz unter seine Herrschaft zu bringen, wurden an der Saar von den Franzosen versucht. Die Bevölkerung wurde kulturell bedrängt, politisch entrechtet und wirtschaftlich versklavt. Trotzdem aber hat sie bisher bei jeder passenden Gelegenheit bekundet, daß sie deutsch bleiben will.

Als die Bedrückung den Franzosen immer stärker wurde, mußte sie auch den Kampf gegen die Verwelschung aufnehmen. Dieser ist auch nicht ohne Erfolg geblieben; denn nach und nach hat man selbst im Auslande erkannt, daß Frankreich an der Saar die Bestimmungen des Versailler Vertrags mißbraucht und mehrfach ganz außer acht gelassen hat. Daher sind gewisse Änderungen im Sinne der Bevölkerung zu erwarten. Einstweilen hat Frankreich jedoch seine Saarpläne noch nicht aufgegeben. Das geht aus seinem ganzen Verhalten an der Saar in den letzten acht Jahren mit aller Deutlichkeit hervor. Das beweist Frankreichs neue Saaraktion durch die soeben in Paris gegründete „Association française de la Sarre“ zur Wahrung französischer Interessen im Saargebiet. Infolgedessen wird die Bevölkerung auch nach wie vor genötigt sein, den Abwehrkampf zu führen.

Es handelt sich bei dem Kampf im Saargebiet nicht nur um den Besitz eines wertvollen deutschen Landes von rund 2000 Quadratkilometer Größe mit etwa

800 000 deutschen Bewohnern, sondern es geht auch grundsätzlich um die Frage, ob Frankreich im deutschen Westen mit seiner Durchdringungspolitik Erfolg haben wird oder nicht. Sieht es, daß hier alle Versuche vergeblich bleiben, obschon ihm außerordentlich große wirtschaftliche, politische und kulturelle Machtmittel zur Verfügung stehen, wird es daraus den Schluß ziehen müssen, daß das, was im Saargebiet nicht gelang, auch im Rheinland nicht erreichbar sein wird. Daher ist die Saarfrage auch eine so eminent deutsche Frage, für die jeder gute Deutsche des In- und Auslandes Interesse zeigen sollte.

Selbstverständlich ist es, daß unsere Landsleute an der Saar in ihrem Abwehrkampf auch eine Unterstützung ihrer deutschen Landsleute erwarten. Vor allen Dingen gilt es, Aufklärung über die tatsächlichen Verhältnisse und Vorgänge an der Saar zu schaffen, und zwar zunächst in unserem Vaterlande selber, aber auch über seine Grenzen hinaus. Für eine solche planmäßige Aufklärungsarbeit kommt in erster Linie die Geschäftsstelle „Saar-Verein“ in Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 94, und der Bund der Saar-Vereine in Frage, eine Organisation, die in der schwersten Zeit, als die Gefahr für das Saargebiet ganz besonders groß war, von dem verdienstvollen Leiter der Geschäftsstelle „Saar-Verein“, Verwaltungsdirektor Vogel, Berlin, welcher im April 1919 von den Franzosen aus seiner Vaterstadt Saarbrücken ausgewiesen worden ist, gegründet wurde, um unsere Brüder und Schwestern an der Saar in ihrem Ringen für die Erhaltung ihres Deutschtums zu unterstützen und zu stärken. Der Bund ist keine amtliche Organisation, macht auch keine Politik auf eigene Faust, sondern ordnet sich stets den Wünschen und Maßnahmen der Deutschen im Saargebiet und der deutschen Regierung unter. Auch dient er keiner Partei, im Gegenteil, strengstens wird auf Überparteilichkeit geachtet. In seinem Vorstand sitzen hervorragende Vertreter aller Parteien, von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten. Mitglied des Bundes, der in vielen größeren Städten unseres Vaterlandes Ortsgruppen hat, kann jeder werden, der für die Deutscherhaltung des Saarlandes ist. Eine von dem ebenfalls seinerzeit aus Saarbrücken ausgewiesenen Chefredakteur

Posselt, Berlin, vorzüglich geleitete Zeitschrift — „Saar-Freund“ — erscheint alle 14 Tage mit der illustrierten Monatsbeilage „Saarheimatsbilder“ und gibt Auskunft über alle wesentlichen Vorgänge an der Saar. Die Zahl derer, die die Bestrebungen und die Arbeit des Bundes unterstützen, ist immer größer geworden. Seine Tätigkeit findet allenthalben wo sie bekannt wird, größte Anerkennung. Der Bund hat sich das Vertrauen weitester Kreise aus allen Parteilagern erworben, besonders auch deswegen, weil er die für ein ersprießliches Zusammenarbeiten unbedingt erforderliche parteipolitische und konfessionelle Neutralität peinlich beobachtet und sein Ziel, für die baldige Befreiung des Saarlandes zu arbeiten, unverrückbar festhält, ohne sich bei seiner Tätigkeit der Phrase und der Mittel des Chauvinismus zu bedienen. Seiner festen Überzeugung nach, ist die Wucht der Tatsachen so groß, daß die wahrheitsgemäße Darstellung der Verhältnisse für alle die, die sehen und hören wollen, genügt, um einzusehen, daß an der Saar Willkür und Unrecht herrschen, die baldigst zu beseitigen, eine dringende Aufgabe aller Kulturvölker sein sollte.

Wenn der Bund der Saar-Vereine nach alledem auch die Hoffnung haben darf, daß das Saargebiet nicht endgültig verlorengeht, so vergißt er

doch nicht, daß der Kampf um seine dauernde politische Zugehörigkeit leider noch nicht zu Ende ist, sondern wahrscheinlich noch lange dauern und sehr schwierig sein wird. Daher muß er weiter arbeiten und werben und vor allem großen Wert darauf legen, daß seine Ortsgruppen stärker werden. Er erwartet infolgedessen insbesondere, daß alle die, die irgendwie Beziehungen zum Saargebiet hatten oder noch haben, Mitglied werden, um so immer tatkräftiger an der Wiedervereinigung unseres schönen Saargebietes mit unserem Vaterlande arbeiten zu können.

Seine 8. Tagung hielt der Bund der Saar-Vereine im Juli 1928 in Heidelberg unter Massenteilnahme aus dem Saargebiet und dem ganzen Deutschen Reiche ab. Hier trafen sich viele treue Freunde, wackere Kämpfer und aufrechte Deutsche, zeigten uns rückhaltlos die Verhältnisse, wie sie sind, die Not, wie sie täglich wächst, das Verlangen, endlich aus den Wirkungen der Machtpolitik herauszukommen, wie sie trotz Locarno, trotz Völkerbund, trotz einigem Willen der Bevölkerung von französischer Seite noch immer betrieben wird.

Das Saargebiet kennt nur eine Rettung: „Rückkehr zum Reich“. Von der Heidelberger Tagung hallt dieses Jahr der Ruf durch alle Lande:

„Vaterland, Saardeutschland ruft dich!“

Kultur-Umschau

Die Maschine II. Wir haben in der vorletzten Kultur-Umschau (T. u. K. 1928, S. 131) mit Reuleaux die Maschine definiert als eine Verbindung widerstandsfähiger Körper, welche so eingerichtet ist, daß mittels ihrer Naturkräfte genötigt werden können, unter bestimmten Bewegungen bestimmte Wirkungen auszuüben. Die bestimmte, gewollte Wirkung ist also der Zweck der Maschine, und ihm müssen ihre Teile und deren Bewegungen angepaßt werden, damit er erreicht wird. Welches sind nun diese Wirkungen? Für die Kulturfrage der Maschine ist es wichtig, dies sich genau klarzumachen, um zu übersehen, wie Maschine und Mensch aufeinander einwirken.

Wenn der Mensch irgendeine technische Arbeit verrichtet, so bedarf er dazu eines gewissen Kraftaufwandes und einer gewissen Geschicklichkeit. Er schlägt mit der Faust auf eine Frucht, um sie zu öffnen, und nimmt, wenn es so nicht geht, einen Stein in die Hand, um die Stoßenergie zu vergrößern und hart auf hart wirken zu lassen. So ist ihm der Stein das erste Werkzeug, das er bald schäftet, um seine Schwungkraft und Treffsicherheit zu erhöhen. Immer schwerer muß der Hammer werden, wenn er den Anforderungen der sich entwickelnden Technik gerecht werden soll. Der Schmiedehammer hat gerade noch das Gewicht, um von einem Einzigen geführt zu werden; dann muß man zur Naturkraft greifen und baut, um sie zu bändigen, die Maschine, den Wasserhammer. Auch der Handhammer, das Werkzeug, besteht aus widerstandsfähigen Körpern, die bewegt werden, aber ihre Bewegung hängt von der Geschicklichkeit der menschlichen Hand ab und ihre Wirkung vom menschlichen Kraftaufwand. Wird aber der Hammerstiel drehbar gelagert und sein freies Ende durch eine vom Wasserrad in Umdrehung

versetzte Daumenwelle abwechselnd niedergedrückt und freigegeben, so wird die bestimmte Bewegung des Hammerbärs durch die besondere Einrichtung der Teile erzwungen und sein schweres Gewicht durch das fallende Wasser gehoben. Kraftaufwand und Geschicklichkeitsarbeit sind also dem Menschen abgenommen und der Maschine übertragen. Dies wird noch deutlicher, wenn wir die Weiterentwicklung dieser Maschine zum Dampfhammer mit seiner überaus genauen Lenkung durch die sinnvolle Stellsteuerung und schließlich zur hydraulischen Schmiedepresse verfolgen.

Genau so ist es bei anderen Maschinen. Der ursprünglich zwischen den Handflächen gequirte Bohrstab wird in Lagern geführt, durch die Drillschnur bewegt und schließlich mit Kurbel oder Zahnradantrieb von einer Naturkraft in Umdrehung versetzt, als Rohr- und Kanonenbohrmaschine schon frühzeitig benutzt. Dabei wird die Führung ständig vervollkommen, um nur die eine, die wirksame Bewegung zu erzwingen und alle anderen auszuschließen. Auch den Vorschub des Werkzeuges gegen das Werkstück übernimmt schließlich die Maschine, und damit wird sie zu einer vollautomatischen, die vom Menschen weder Kraft noch Geschicklichkeit fordert.

Spinn- und Webstuhl zeigen ähnliche Entwicklungen. Zunächst legt die geschickte Hand des Menschen die Woll- oder Flachsfasern parallel und windet sie umeinander. Ein Stäbchen dient zum Aufwickeln des fertigen Fadens, das bald, mit einem Schwungstein (Wirtel) versehen, als Spindel die Fadendrehung übernimmt. Den nächsten Schritt zeigt das römische Spinnrad, bei dem die Spindel in Lagern liegt und durch eine Schnurscheibe in ständige Umdrehung versetzt wird. Der Faden muß aber beim Drehen

und beim Aufwickeln verschieden gehalten werden, während dies beim Spinnrad von Leonardo da Vinci fortfällt, da hier der relativ zur Spindel sich drehende Flügel beide Operationen gleichzeitig gestattet. Auch Hargreaves Maschine bedarf noch der geschickten Hand des Menschen, um die Presse zu betätigen, und erst die Erfindung des Streckwerkes nimmt die wichtigste Arbeit des Ausziehens der Fäden dem Menschen ab, so daß jetzt die Maschine fertig ist. Die Vermehrung des Werkzeuges kann hier ohne weiteres vorgenommen werden; es gibt Spinnstühle mit über 1000 Spindeln, die kaum einer Aufsicht bedürfen, da bei Fadenbruch ein Fühlhebel selbsttätig die betreffende Spindel ausschaltet.

Der Webstuhl entwickelt sich aus einem einfachen Gerät zum Halten der Kettenfäden gleichfalls allmählich zur Maschine. Das Fach wird durch die Züge gebildet, diese werden zunächst durch Fußtritte betätigt, später durch einen Schablonenmechanismus. Der Schußfaden, ursprünglich eingeflochten, wird mit dem Schützen durch das Fach geworfen, die Peitsche erleichtert diese Arbeit und wird schließlich durch den mechanischen Schützentreiber ersetzt. Die heutige Jacquard-Maschine mit Hunderten von Musterkarten, selbsttätigem Schützenwechsel und Ketten- und Schußfadenwächter besitzt einen staunenswerten Bewegungsreichtum, aber alle Einzelbewegungen sind auf dasselbe Ziel, die Herstellung des Webstückes, gerichtet, keine ist unbeabsichtigt, keine überflüssig. Der Kraftaufwand, der beim Wasserhammer noch das wichtigste war, tritt hier gegenüber der von der Maschine ausgeübten Geschicklichkeitsarbeit zurück, wie dies auch bei der Stick- und Strickmaschine, der Klöppelmaschine, der Nähmaschine, der Garbenbindemaschine, der Schuhnagelmaschine, der Paketiermaschine, der Bijouteriekettenmaschine und vielen anderen Maschinen der Fall ist.

Aus den Entwicklungsreihen der verschiedenen Maschinen sehen wir auch, wie die sich vervollkommnende Maschine Anstrengung und Geschicklichkeit immer mehr dem Menschen abnimmt. Bei mancher bleibt noch ein Rest menschlicher Arbeit übrig, beispielsweise für das Einlegen des Rohstoffes in die Ziehpresse, der die Stanzplättchen von Hand zugeführt werden, aber auch diese, als eintönig sich darstellende Arbeit verrichtet schließlich die Maschine selbst. Die Klagen gegen die Maschine zielen oft auf diese, ständig dieselben Handgriffe erfordernde Stumpfsinnsarbeit hin, aber man übersieht dabei stets, daß es sich nur um Übergangsformen, um noch nicht vollständige Maschinen handelt, und daß die fortschreitende Technik diese Stadien bald überwinden wird.

Natürlich gibt es auch vierteilige, bewegungsreiche Einrichtungen, die doch keine Maschinen sind, weil der Antrieb durch eine Naturkraft fehlt, z. B. das Klavier, das ein Gerät oder Instrument ist, das aber sofort zu einer Maschine wird, wenn man es durch Einbau eines mechanischen Antriebes in ein Pianola verwandelt. Daß bei ihm noch ein von Hand zu führender, die Lautstärke des Spiels beeinflussender Hebel vorhanden ist, ist lediglich eine Konzession an die Eitelkeit des Besitzers des Instrumentes, der damit sein Musikverständnis vortäuschen möchte, denn die vom Komponisten vorgeschriebene Ton-

stärke läßt sich ohne weiteres mechanisch übertragen.

So tritt bei einem Teil der Maschine die Kraftentfaltung zutage, bei anderen die Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Die Kraftmaschinen, einschließlich der der Verkehrstechnik dienenden, wie die Lokomotive, Schiffsmaschine usw., gehören der ersten Gruppe an, wozu auch die Hebemaschinen kommen, vom einfachen Kran bis zum selbsttätig arbeitenden Kohlengreifer mit verschiebbarem Portalkran, anschließender automatischen Waage und Förderkette. Hier handelt es sich überall um große Kräfte, die in geschickter Weise gelenkt dem Menschen die Schwerarbeit abnehmen und ihm nur noch die Beaufsichtigung, das Ein- und Ausschalten, das „Steuern“ überlassen. An diesen Beispielen zeigt sich am besten, wie mit der Maschine der Mensch die Naturkräfte in seinen Dienst stellt und sie zwingt, für ihn die Arbeit zu leisten, eine Arbeit, die er selbst nur mit großer Mühe, vielfach aber gar nicht verrichten könnte. Erst unvollkommen, dann aber immer mehr und mehr gibt er diese Arbeit an sie ab, bis die Maschine so vervollständigt ist, daß sie lediglich noch der Aufsicht bedarf und alles besser, schneller und auch billiger macht, als er selbst es durch seiner Hände Arbeit fertig bringen würde.

Aber auch hier zeigt sich, daß alles Menschenwerk seine natürliche Grenze findet. Auch in der Technik wachsen die Bäume nicht in den Himmel, und das ist gut so. Alles kann die Maschine nicht leisten und soll sie auch nicht. Ein Arbeitsrest bleibt für die Menschenhand immer noch übrig, ja er wächst sogar mit Zahl und Mannigfaltigkeit der Maschinen, denn jede neue Maschinenart und -arbeitsweise kommt nicht fertig zur Welt, sondern muß dem Entwicklungsgesetz zufolge eine Reihe von Stufen durchlaufen bis zur Vollendung. Solange muß der Mensch mit seiner Arbeit eingreifen, die sich mit der der Maschine paart und mit deren Vollendung immer geringer wird, bis schließlich nur noch die Steuerarbeit übrigbleibt, verrichtet von hochwertigen Arbeitern, die ihre Maschine bis in jede Einzelheit kennen und beherrschen. Ein Endzustand, in dem alles maschinisiert und mechanisiert ist, wie so häufig in laienhafter Denkweise gefürchtet wird, wird nicht eintreten, genau so wenig, wie in der Naturwelt der organischen Wesen nur höchstentwickelte Individuen bestehen, sondern alle Stufen bis herunter zur einfachen Zelle, die sich durch Teilung fortpflanzt. Aber die Technik ist darauf bedacht, dem Menschen die Arbeit durch die Maschine zu erleichtern, und wo immer neue Bedürfnisse auftauchen, die nach Befriedigung drängen und die nur durch technische Arbeit erfüllt werden können, wird der Mensch nach neuen Hilfsmitteln sinnen und neue Maschinen bauen als treue Helfer seines Ringens um den Fortschritt der Kultur.

So befreit die Maschine den Menschen von der Arbeit, ohne ihm dieses Lebensbedürfnis und Allheilmittel gegen alles Leid der Seele zu nehmen. Der Kampf ums Dasein, aus dessen Not alle Kultur entspringt, wird gemeinsam von Mensch und Maschine gekämpft, ein Kampf, der den Menschen immer höheren Zielen zuführt und in dem sich die Maschine als Kulturförderin, ja als Kulturart, vielleicht als die höchste, die er je vollbracht, darstellt.

Dipl.-Ing. Carl Weihe.

Buchbesprechungen

L. Bieberbach, Differential- und Integralrechnung. Band II: Integralrechnung. 3 vermehrte und verbesserte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig, 1928, kart. RM. 5,80.

Wenn das Bieberbachsche Werk, von dem nunmehr auch der zweite Band in 3. Auflage vorliegt, auch in erster Linie für die Studierenden der Universitäten bestimmt ist, so kann es infolge seiner übersichtlichen, nirgends zu knappen Darstellung und seiner Berücksichtigung der wirklich praktischen Bewältigung der mathematischen Probleme auch dem für theoretische Fragen seines Faches interessierten Ingenieur empfohlen werden. In einigen Punkten ist die Darstellung einfacher als die sonst in den Lehrbüchern übliche, so bei der Definition des bestimmten Integrals als Grenzwertes einer Summe und in der Behandlung der für die Technik wichtigen Fourierreihen.

M. Zacharias, Berlin.

Mathematisch - Naturwissenschaftlich - Technische Bücherei. Herausgegeben von Ewald Wasserloos und Georg Wolff. Berlin 1928. Verlag Otto Salle.

Band 17. „Die Hauptfragen der heutigen Naturphilosophie I“ von Prof. Dr. B. Bavink. Mit zwei Abbildungen im Texte. 121 S. Geb. M. 3,30.

Band 19. „Mathematische Quellenbücher.“ III. Analytische und synthetische Geometrie. Von Dr. Heinrich Wieleitner. Mit 22 Abbildungen. 89 S. Geb. M. 2,50.

Wir hatten bereits früher (T. u. K. 1928, S. 12) auf die vielen und recht guten Bändchen der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bücherei hingewiesen. Es sind jetzt zwei neue Bände herausgekommen, die sich vollkommen gleichwertig den bereits erschienenen anschließen. Namentlich das über die Hauptfragen der heutigen Naturphilosophie hat uns besonders gut gefallen. Es ist der erste, die Erkenntnistheorie umfassende Band, dem noch ein zweiter, der die weltanschaulichen Fragen behandeln wird, folgen soll. Die Erkenntnistheorie bringt uns in einem allgemeinen Teil der Hauptsysteme. Wir lernen an Hand von zahlreichen, aus der Naturwissenschaft genommenen Beispielen die Grundbegriffe, wie Realität, Wahrheit, Realismus, Phänomenalismus, Idealismus und den für die heutige Erkenntnis wichtigen kritischen Realismus kennen. Weiter ist dann in überaus klarer Weise das Problem des Raumes, der Zeit und der Bewegung behandelt.

In einem zweiten Teil werden die physikalische Begriffsbildung, das Universalienproblem und die Kausalität be-

handelt. Das Ganze ist ein kurzer und klarer Überblick über die Grundfragen der Naturphilosophie, geschrieben in einer Anschaulichkeit, die das Büchlein, insbesondere für den Anfänger, hervorragend brauchbar macht. Auch wer sich nicht auf den rein naturphilosophischen Standpunkt stellen will oder kann, wird als wahrer Philosoph an der Naturphilosophie nicht vorübergehen können. Andererseits wird derjenige, der als Physiker oder Techniker weniger mit philosophischen Fragen in Berührung kommt, gerade durch dieses Büchlein besonders gut in Probleme eingeführt werden, denen er doch unbedingt einmal nachgegangen sein muß, um sein Arbeitsgebiet zu verstehen und den Zusammenhang mit dem übrigen Wissen der Menschheit finden zu können. Schon Schopenhauer hat gesagt, daß eine Philosophie der Zukunft an der Naturwissenschaft nicht wird vorübergehen können, und er selbst hat ja auch in seinem Hauptwerk häufig auf physikalische Erscheinungen zurückgegriffen. Wir möchten heute diese Forderung auch für die Technik stellen. Vielleicht wird in dem versprochenen zweiten Band, wo die weltanschaulichen Fragen behandelt werden sollen, darauf zurückgegriffen werden, wenigstens macht der Verfasser gleich auf Seite 2 des vorliegenden Bandes einen diesbezüglichen Hinweis.

Das zweite Buch stellt kein Lehrbuch der analytischen und synthetischen Geometrie dar, sondern zeigt die geschichtliche Entwicklung dieser Wissenschaften, wobei es auf die Quellen, auf Apollonios, Fermat, Descartes, Euler, Desargues und andere große Mathematiker zurückgeht. Das Büchlein ist nicht leicht zu lesen, aber wer sich für die geschichtliche Entwicklung der Mathematik interessiert, wird hier manches finden, was ihn fesselt und zeigt, wie die Probleme entstanden sind. Wir sind ja immer in der Wissenschaft leicht geneigt, das Vorhandene als selbstverständlich und fertig hinzunehmen. Erst wenn man geschichtlich hineinsieht, findet man, wie die Gedankengänge des Menschen sich genau so wie die organischen Formen der Natur aus einfachen Anfängen zu immer höheren Stufen entwickelt haben. Das gilt auch in gewissem Grade für die Mathematik, insbesondere für die neuere, wo ja alles viel komplizierter und reichhaltiger gestaltet ist, als in der alten noch von einem Menschen vollständig zu beherrschenden, euklidischen Mathematik. So begrüßen wir auch dieses Bändchen als Mittel, das Interesse für die geschichtliche Entstehung der Wissenschaften anzuregen.

C. W.

Verschiedenes

Ingenieur-Wertung. In einem Werbeflugblatt der Verlagsgesellschaft Deutscher Herold, das dem Deutschen Tageblatt beilieg, findet sich folgende Stelle:

„Sorgt dafür, daß die Sonderausgabe am 14. September jedem parlamentarischen Vertreter, jedem Beamten der Republik, jedem Bürgermeister, jedem Arzt, jedem Rechtsanwalt, jedem Lehrer, jedem Gewerbetreibenden und Handwerker, jedem Geistlichen, jedem Landwirt, jedem Angestellten — vom Direktor bis zum Gehilfen, jedem Arbeiter — vom Ingenieur bis zum Straßenkehrer, zugestellt wird.“

Die von mir in Sperrdruck hervorgehobene Stelle bedarf keines weiteren Kommentars; sie kennzeichnet die Wertung, die man der Bezeichnung „Ingenieur“ mehr und mehr zuerkennt.

Dipl.-Ing. Longinus.

Wie werde ich Dr. h. c. ?

In humoristischer Weise hat man früher in Akademikerkreisen *Dr. h. c.* mit *Dr. honoraris causa* übersetzt. Der Witz wird zur Wahrheit, wenn man folgende Geschichte, die wir süddeutschen Blättern entnehmen, liest:

Da war einmal der Gebieter eines großen Konzerns, dem der Titel Geheimer Kommerzienrat (prima Friedensware) nicht mehr genügte, denn sein Ehrgeiz ging nach Höherem. Er wollte auch Dr. h. c. werden. Er fragte also bei der Universität einer süddeutschen Stadt an, deren Weinkellereien zu seinen größten Lieferanten gehörten. Er fand mit seinen Wünschen Gegenliebe und die Verhandlungen begannen; leider kam es, nicht in der Wahl der Fakultät, sondern in der Erlegung des Kaufschillings für den Doktor zu Differenzen. Die Hohe Fakultät forderte Reichsmark 80000.— in bar Zug um Zug, wie man so schön kaufmännisch sagt, während der Herr Geheime Rat nur ungefähr die Hälfte bewilligen wollte; mehr ließ sich anscheinend nicht über Handlungskostenkonto verbuchen. Man einigte sich schließlich auf Reichsmark 50000.—, aber nicht gleich, sondern, angesichts der schlechten Wirtschaftslage, in Raten zahlbar.

Dies war wieder der Fakultät, die anscheinend schlechte Erfahrungen mit solcher Zahlungsweise bei derartigen Transaktionen gemacht hatte, zu unsicher. Sie verlangte daher als Sicherheit für die Erfüllung der Verpflichtungen

aus diesem Abkommen die Bürgschaft einer Hypothekbank, die sich ihrerseits wieder dadurch schützte, daß sie eine neue Hypothek auf das Grundstück des Doktoranden packte.

Nachdem alle Hindernisse so aus dem Weg geräumt waren, begannen im Schoße der Fakultät die Verhandlungen über die Verwendung der gestifteten Gelder. Jeder Institutsvorsteher, jedes Seminar wollte für sich den Löwenanteil aus der Beute heraus schlagen. Endlich erhalten zwei Institute das meiste. Daher großer Krach und ein Professor tritt aus der aus Urvätertagen im Städtchen bestehenden Wissenschaftlichen Gesellschaft aus — natürlich nur aus rein idealen Gründen —, veröffentlicht die Motive seines Ausscheidens und so gelangt die köstliche Geschichte an die Presse.

Es gibt ein schönes Studentenlied, das beginnt:

Merkt auf, ich weiß ein neu Gedicht
Von einer Hohen Schule,
Und wenn sie liegt am Neckar nicht,
So suchet sie in Thule.

Abändernd darf man sagen:

Doch sucht sie nicht am Rheine,
Ihr findet sie am Maine. Hei—.

Vergünstigungen im bulgarischen Bergbau.

Für das an silberhaltigem Antimon- und Bleiglanz, Zinn, Zink, Mangan, Eisen, Kohle, Naphta usw. reiche Rhodopegebirge interessieren sich Engländer, Amerikaner, Franzosen und neuerdings auch Deutsche, da dem dortigen Volke die Finanzkraft fehlt und solche Gründungen die weitestgehende Unterstützung der bulgarischen Regierung bei aller Nationalisierung finden. Wie sollte es nach den Balkankriegen und dem letzten Weltenbrand auch anders möglich sein, die wertvollen, von den hier bis 1912 herrschenden Türken nicht gehobenen Bodenschätze großzügig zu erschließen!

Das bulgarische Berggesetz räumt im Kgl. Ukas Nr. 33 vom 21. 3. 1910 nachstehende Vergünstigung ein: Nach Artikel 7 und 83 werden Gewerbe- und Gebäudesteuer nicht erhoben. Gemäß Artikel 90 werden benötigte staatliche Grundstücke unentgeltlich auf die Dauer der Konzession bzw. des Abbaues zur Verfügung gestellt, und die Bergwerke erhalten weitestgehende Enteignungsrechte über Privat- und Gemeindeigentum gegen jährliche Entschädigung. Eine Konzession erstreckt sich auf 800 ha Abbaurechtfeld. Nach Artikel 78 und 80 werden Maschinen und deren Teile, Förderwagen, Schienen, Werkzeuge und Materialien für den Bergbau zollfrei eingeführt und sind von der Gemeindeverbrauchssteuer befreit. Alle diese Gegenstände und die gewonnenen Mineralien in rohem und veredeltem Zustande werden auf der bulgarischen Staatsbahn mit einer Frachttarifiermäßigung von 35 v. H. befördert.

An Steuern werden nach dem bulgarischen Berggesetz, Artikel 85 und 86, von den Bergbauunternehmungen erhoben: eine feste Steuer von 4 Frs. jährlich je ha für jede Konzession und eine Einkommensteuer von 1 v. H. des Verkaufswertes der Mineralien nach Abzug der Aufbereitungs- und Transportkosten. Letztere ist z. B. im Deutschen Reiche zwanzigmal so hoch!

Zum Schlusse sei erwähnt, daß auch die Ausfuhrzölle gering sind und in Kürze gänzlich abgeschafft werden, und daß der billige Arbeitertagelohn der anspruchlosen Landbevölkerung und der jetzt hinzugekommenen vielen griechischen Flüchtlinge nur 30 bis 50 v. H. der deutschen Schichtlöhne beträgt. Außerdem baut die bulgarische Regierung Autostraßen und Anschluß Eisenbahnen, wo das Verkehrsnetz nicht ausreicht. Dipl.-Ing. Morich, Hannover.

Der „Berufstod“.

Es ist das „Verdienst“ des Herrn Privatdozenten Dr. Fritz Giese von der Technischen Hochschule Stuttgart, den Begriff „Berufstod“ eingeführt und damit die deutsche Sprache bereichert zu haben. In einer Veröffentlichung

der Zeitschrift „Der Werksleiter“ (Heft 5, 1928) über das Thema: „Menschenbehandlung beim Büropersonal“ sagt Herr Giese von den Kaufleuten:

„Sie werden in einem neuzeitlichen Betriebe kaum über die Vierzig*) hinaus noch angenommen werden können und müssen rechtzeitig auf Umstellung in andere Arbeitstätigkeiten bedacht sein. Ihr Geschick drückt sich darin aus, daß aus einem Beruf eine Beschäftigung werden muß. Die Betriebsleitung kann aber darin ein einfaches biologisches Gesetz erblicken, das heute überall die Leistungsfähigkeit des Menschen im Konkurrenzkampf in früheren Jahren zum Abschluß kommen läßt. Das Färben der Haare ist in Amerika üblich; aber wir verkennen darin nicht eine naturgemäße Entwicklung gegenüber dem Mitleid und Geduld vielleicht die schlechtesten Verfahren einer Menschenbehandlungstechnik im Betriebe wären! Jeder muß seinem Berufstod fest ins Auge sehen können; das gilt für jedermann, auch den leitenden Posten*.“

Herr Giese spricht in der modernen Wirtschaft dem Kaufmann also, auch in leitenden Posten, ein „Berufstod“ normalerweise bis zum vierzigsten Lebensjahr zu, zu welchem Zeitpunkt er den „Berufstod“ erleidet. In diesem Lebensalter ist der Kaufmann nach Ansicht des Herrn Giese beruflich erledigt, für den Rest seines Lebens mag er sehen wo er bleibt, sofern er nicht seinen Beruf mit einer „Beschäftigung“ vertauschen kann.

Diese geradezu ungläubliche Auffassung von Wirkung und Ziel der „Rationalisierung“ ist zunächst eine Privatmeinung des Herrn Giese; man ist geneigt mit ihrer Bekanntheit und der damit genügenden Charakterisierung des Herrn Giese zur Tagesordnung überzugehen. Aber Herr Giese hat bereits Schule gemacht und zwar identifiziert sich eine amtliche Stelle mit dieser Ansicht, gleichzeitig diese auf die Techniker im allgemeinen und die technischen Akademiker im besonderen ausdehnend und so verallgemeinernd.

Der Magistrat der Stadt Altona, für den Herr Oberbürgermeister Brauer verantwortlich zeichnet, übertreibt so noch Herrn Giese. In einer vom Magistrat der Stadt Altona herausgegebenen Denkschrift: „Die Technische Hochschule an der Niederelbe“, heißt es auf Seite 7 von dem „Abbau“ von Ingenieuren über 40 Lebensjahren**):

„Der Nachschub besteht eben bei dem schnellen Tempo der Entwicklung heute schon immer sehr bald aus Männern, deren Wissen und Können frischer ist, als das der Vierzigjährigen, die, im Betriebe eingesponnen, nicht den letzten und neuesten Entwicklungen ihre volle Aufmerksamkeit haben zuwenden können. Ein Grund zur Behauptung der Berufs-Überfüllung kann hierin keinesfalls erblickt werden. Im Gegenteil, man muß leider feststellen: der Verbrauch des Menschenmaterials geht in der technischen Industrie am schnellsten von allen Berufen vor sich.“

Man mache sich klar, daß der Diplom-Ingenieur zur Vorbereitung auf die Praxis 18 Schul- bzw. Studienjahre im Mindestfall notwendig hat. Er tritt frühestens mit dem 24. Lebensjahr in den Beruf ein und „stirbt“ mit dem 40. Lebensjahr den „Berufstod“. Um 16 Jahre seinen Beruf auszuüben muß er 18 Jahre „lernen“. Ist das nicht sinnlos? Und müßte nicht eine Wirtschaft, ja unsere Gesellschaft als sinnlos bezeichnet werden und überreif zu ihrer Zerschlagung sein, wenn diese Thesen Allgemeingut der Wirtschaft und der Gesellschaft wären?

Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaften und der allgemeinen Hygiene, nicht zum geringsten beeinflusst von der fortschreitenden Technik, haben nachgewiesenermaßen zur Folge, daß einesteils die Sterblichkeitsziffer stetig zurückgeht, andernteils aber auch das Durchschnittsalter der Menschen höher wird. Gleichzeitig aber soll nach

*) Im Original nicht gesperrt.

**) Vgl. T. u. K., Z. d. VDDI, 1928, Seite 148.

Herrn Giese und dem Magistrat der Stadt Altona das „Berufsleben“ auf das vierzigste Lebensjahr beschränkt werden. Kann das der Sinn dieser Entwicklung sein? Bisher hat man in der Entwicklung der Technik den Sinn gesehen, dem Menschen das Leben erträglicher und auch sicherer zu gestalten, ihn von schwerer körperlicher Arbeit, dem „Schuften“ zu entlasten, das Leben zu vergeistigen. Hier aber wird von Herrn Giese die „Rationalisierung“ zum Selbstzweck und so Sinn in Unsinn durch die Über-

spannung verkehrt. Und der Magistrat Altona will einfach die Notwendigkeit einer neuen Technischen Hochschule beweisen, wobei er anscheinend nach dem Grundsatz handelt, daß der Zweck die Mittel heiligt.

Unsere Industrie und Wirtschaft aber würde sich selbst das Grab graben und für den Untergang reif sein, wenn sie sich solche Grundsätze zu eigen machte. Vor solchen Propheten kann nicht eindringlich genug gewarnt werden!
Dipl.-Ing. Carolus.

Pressespiegel

Naturwissenschaft und Technik. — Aus dem unter diesem Titel von Professor Dr.-Ing. R. Plank *) auf der 67. Hauptversammlung des Vereines deutscher Ingenieure gehaltenen Vortrag seien hier die wichtigsten Gedankengänge in Kürze wiedergegeben.

In vielen Gebieten der Technik spielt noch heute die reine Empirie und das praktische Gefühl eine beherrschende Rolle, wird auch wissenschaftliche Forschungsweise kaum oder gar nicht angewandt, obgleich gerade viele Zweige der Technik durch richtige und planvolle Forschung noch besonders entwickelt und gefördert werden können. Das gilt z. B. für das noch recht vernachlässigte Gebiet der landwirtschaftlichen Maschinen, teils auch für den Bergbau, die Textil- und die Zellstoffindustrie und das Konservieren von Lebensmitteln. Der Praktiker und die maßgebenden Stellen halten wissenschaftliches Verfahren und planmäßige Untersuchungen, weil sie anfangs Geld kosten und nicht sofort Erfolge bringen, für unproduktiv, bewilligen deshalb für die nötigen Einrichtungen und Forscher keine Mittel. Erst, wenn rein empirische Verfahren nur zu Teilerfolgen geführt haben, technische Höchstleistungen so nicht erreicht werden konnten, wird unter Umständen der Weg kritischer wissenschaftlicher Forschung eingeschlagen.

Wohl selten bestehen unter Theoretikern und Praktikern, Naturwissenschaftlern und Ingenieuren Zweifel, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse bei der Behandlung technischer Aufgaben anzuwenden sind, während sie gar häufig stark abweichender Meinung darüber sind, in welcher Weise diese Erkenntnisse angewendet werden müssen. Die Technik ist — das hebt Plank mit vollem Rechte hervor — nicht eine bloße Anwendung der Naturwissenschaften, sondern ein durchaus selbständiges und eigenes Kulturelement, ebenso wie die Musik keine bloße Anwendung der physikalischen Akustik ist. Aus dem Bedürfnis nach technischen Werten entstanden die Naturwissenschaften und durch die Technik werden sie ständig bereichert. Erst die Technik vollzieht den Übergang aus dem Reiche der Ideen in das Reich der sinnlichen Wahrnehmung. Gewiß sind die reinen Naturwissenschaften für den Ingenieur ein unentbehrliches Mittel. Aber er betrachtet sie stets unter einem anderen Gesichtswinkel als der Physiker oder der Chemiker. Schon im Hochschulunterricht muß deutlich der eigene Geist der Technik zum Ausdruck kommen. Bei den Bestrebungen, die Technischen Hochschulen den Universitäten gleichzustellen (dieser Kampf um die Gleichberechtigung ist heute wohl im großen ganzen beendet), darf man die Wesensunterschiede beider Arten wissenschaftlicher Anstalten nicht außer acht lassen. Plank glaubt, daß man in dem Angleichen schon etwas zu weit gegangen ist, er findet, daß man in der Organisation, der „Allgemeinen Abteilungen“ der Technischen Hochschulen den Universitäten zu sehr naheiferte. Den Gedanken, einer im Industriebezirk liegenden Universität — Plank denkt offenbar an Münster — eine technische Fakultät anzugliedern, will er nicht grundsätzlich ablehnen, wenn dieser Technischen Fakultät von Anfang an die ihr gebührende Gleichberechtigung zugestanden wird, wie sie

z. B. die Medizinische Fakultät genießt. Er glaubt, durch solche Verbindung werde es gelingen, den Kulturwert der Technik breiteren Schichten der Gebildeten zu offenbaren. Mit Recht weist Plank darauf hin, irgendwelche wirtschaftlichen Gesichtspunkte, also das Vorhandensein von Lehrkräften für Mathematik, Physik, Chemie und Mechanik dürfen bei der Planung der neuen Fakultät nicht den Ausschlag geben, vielmehr muß der Unterricht von einer dem Geiste der Technik nahestehenden Persönlichkeit erteilt werden.

Das Gebiet der Technik ist allgemach so groß, fast für den Einzelnen unübersehbar geworden, daß jeder, der etwas leisten will, zur Spezialisierung gedrängt wird. Der aus solcher Einseitigkeit entspringende Schaden läßt sich nur durch möglichst umfassende mathematisch-naturwissenschaftliche Ausbildung vermeiden. Nur sie erlaubt dem Ingenieur, sich auf benachbartem und sogar auf fremdem Arbeitsgebiete zurechtzufinden und sein eigenes Teilgebiet von einem höheren Standpunkte aus zu betrachten. Nur die Synthese gestattet, die Gefahren der Spezialisierung zu vermeiden. Allein die Technik in ihrem Gesamtbilde stellt einen Kulturfaktor dar, nicht etwa ein einzelnes noch so hoch entwickeltes Fach. Zu technischen Fortschritten führt nur planmäßige technisch-wissenschaftliche Forschung, wenngleich bekanntlich viele bedeutende Erfindungen sicher rein gefühlsmäßig von Praktikern gemacht werden. Auch in der Technik gibt es — wie in der Kunst — geniale Intuition. Freilich besteht folgender Unterschied: Künstlerische Intuition ist als isolierter, subjektiver schöpferischer Akt möglich, ihr Schöpfer ist gleichzeitig ihr erster Richter, dagegen prüft die Allgemeinheit die Ergebnisse intuitiver wissenschaftlich-technischer Schöpfungen. Ihre Daseinsberechtigung bestätigt schließlich erst planmäßige Forschungsarbeit.

Zwar bedienen sich viele Ingenieure in ihrem Berufe der höheren Mathematik nur gelegentlich, dennoch kommt ihr als Grundlage der Erziehung und Bildung hohe Bedeutung zu, weil sie das funktionale Denken als die Erkenntnis der gesetzmäßigen Abhängigkeit der einzelnen Größen und Vorgänge voneinander vermittelt. Plank glaubt, daß der vielfach schlechte Wirkungsgrad des Hochschulunterrichtes in der Mathematik zum größten Teil auf die Methoden und die Art der Auswahl des Stoffes zurückzuführen ist. Er verlangt Ergänzung der Vorlesungen durch zahlreiche Übungen und wünscht von Anfang an eine innige Verflechtung mit den Aufgaben des täglichen Lebens und ein Eindringen in den Geist der Ingenieur-Tätigkeit. Der Lehrer muß, wie Plank sagt, die der mathematischen Behandlung zugänglichen technischen Probleme selbst erlebt, er muß im Strome technisch-wissenschaftlichen Schaffens eine aktive Rolle gespielt haben, damit er die Eigenarten der mathematischen Bedürfnisse der Ingenieure verstehen und verwerten kann. So kommt Plank dann zur Forderung: Ein Teil des mathematischen Unterrichts an Technischen Hochschulen soll von wissenschaftlich hochstehenden und pädagogisch befähigten Ingenieuren erteilt werden. In der Mechanik hat sich der Hochschulunterricht schon seit langen Jahren in diesem Sinne entwickelt: Die reine (analytische) Mechanik trat zugunsten

*) Z. Ver. Deutsch. Ing. 72 (1928). 837—843.

der „technischen Mechanik“ stark zurück und von den zwei Lehrstühlen für Mechanik ist heute selbstverständlich mindestens einer durch einen Ingenieur besetzt. Aufgabe der „Allgemeinen Abteilungen“ der Hochschulen ist es, an der Ausbildung solcher akademischen Lehrer mitzuwirken. Freilich ist dazu engere Zusammenarbeit mit den technischen Abteilungen nötig.

Als ein lebensstarker, ein blühender Ast von eigenem Gepräge erwuchs aus dem Baume der allgemeinen physikalischen Erkenntnis mit der Zeit die technische Physik. Sie zu pflegen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des wissenschaftlichen Ingenieurs. Die reine Physik macht jetzt nämlich eine Entwicklungskrise durch, die zu den größten in ihrer Geschichte gehört, und die daher alle Kräfte absorbiert. So wurde die Aufmerksamkeit der Physiker von den älteren, für die technische Anwendung ausgereiften Gebieten, wie der Mechanik starrer, deformierbarer und flüssiger Körper, der Wärmelehre und der Akustik, fast völlig abgelenkt. Diese Gebiete griff die technische Physik auf und aus der Zusammenarbeit des technischen Physikers mit dem Ingenieur entstanden die verschiedenen Forschungsanstalten des Reiches und der Länder und — nicht zu vergessen — auch der großen industriellen Unternehmungen. Aus solchem Schaffen entwickelten sich die neuzeitliche Strömungslehre, die technische Schwingungslehre, weiter die Festigkeitslehre und die Werkstoffprüfverfahren, die technische Thermodynamik und viele andere Gebiete. Während die Entwicklung der Elektrotechnik durch das Zusammenarbeiten von Physikern und Ingenieuren wohl am meisten gefördert wurde, ist von ihm in der Optik und Akustik noch viel für die Zukunft zu erwarten. Welch hohe Bedeutung die Verwertung physikalischer Erkenntnisse für die Menschheit hat, ergibt sich aus Planks Worten: Die Physik von heute ist die Technik von morgen, und wer seiner Zeit voraus-eilen möchte, wer in der Technik Prophet und Führer sein will, muß neben den spezifischen (nicht lernbaren) technischen Fähigkeiten der Objektivierung des Geistes umfassende Kenntnisse von dem gegenwärtigen Stand der physikalischen Erkenntnis besitzen.

Wissenschaftliche Forschung ist von jeher in der chemischen Technik gepflegt worden, auf ihr beruht die überragende Stellung der chemischen Großindustrie. Dennoch hat sich die Maschinenindustrie bisher fast noch gar nicht und, wie dem Berichtstatter hier einzufügen erlaubt sei, die Hüttenindustrie erst viel später als die chemische Industrie, und auch in viel geringerem Umfange, dazu entschlossen, eigene Forschungsanstalten einzurichten. Die neuere Entwicklung der chemischen Technik nötigt den Chemiker zur Zusammenarbeit mit dem Maschinenbauer und dieser bedarf seinerseits einer viel besseren chemischen Ausbildung, als er sie bisher hatte, um die verschiedenen auftauchenden Aufgaben zu meistern.

Die technische Biologie ist ein Gebiet, das heute noch dem Ingenieur meist recht abseits liegt, obgleich hierhin folgende Fächer gehören: das Gärungsgewerbe, mit ihm also Brotbäckerei, Brauwesen, Weinbereitung und Käseerei, die alle häufig umfangreiche und eigenartige maschinell-apparative Einrichtungen haben. Die Konservenindustrie und das Lebensmittelgewerbe sowie die Landwirtschaft, ferner sanitäre Anlagen, wie Wasserversorgung, Kanalisation, Heizungs- und Lüftungsanlagen sind noch zu nennen. Alle diese Gebiete, sogar die medizinische Technik und schließlich die Schädlingsbekämpfung, können der Mitarbeit des Ingenieurs nicht entraten. Die Kältetechnik stellt sich dem als ein enges Arbeitsgebiet dar, der sie nur im Sinne der Kälteerzeugung, also von der physikalischen und maschinentechnischen Seite betrachtet. Beschäftigt man sich aber auch mit der Kälteverwertung, so eröffnet sich ein weites Forschungsgebiet, auf dem der Biologe vereint mit dem Ingenieur noch bedeutende Aufgaben zu lösen hat. Plank hält es daher für notwendig, auch die technische Biologie in den Kreis der für den In-

genieur grundlegenden Naturwissenschaften mit einzubeziehen. Dafür sprechen auch ideelle Gesichtspunkte, denn die Biologie berührt Fragen der Weltanschauung, denen wir uns nicht verschließen dürfen, wenn wir die Technik als Kulturproblem betrachten wollen.

Männer, die gelernt haben, folgerichtig technisch-wissenschaftlich zu denken, die mit Verantwortungsbewußtsein handeln und neue zweckdienliche Werte schaffen können, sollen der Industrie von den Technischen Hochschulen gegeben werden. Führer, nicht einseitige Fachleute, sondern ganze Menschen, die in strengem Schaffen Kenntnisse erwerben, die sich auf ethische Anschauungen und gute Charaktereigenschaften stützen können, sind nötig. Es kommt weniger auf Menschen an, die in engeren Fachfächern besonderes Einzelwissen, als vielmehr allgemeine grundlegende Kenntnisse erworben haben. Die Industrie, sagt Plank mit vollem Rechte, darf im allgemeinen nicht verlangen, daß ein Diplom-Ingenieur vom ersten Tage seiner Anstellung an das spezielle, ihm zugewiesene Arbeitsgebiet im einzelnen beherrscht; das werden Absolventen reiner Fachschulen oft besser können. Die Industrie muß dem Diplom-Ingenieur vielmehr eine gewisse Einarbeitungszeit unter Anleitung älterer erfahrener Praktiker zugestehen, nach deren Ende man berechtigt ist, höhere Anforderungen an ihn zu stellen und von ihm die Lösung schwieriger rechnerischer, konstruktiver, experimenteller und organisatorischer Aufgaben zu verlangen, als sie im Durchschnitt Fachschulabsolventen zugemutet werden.

Die chemische Großindustrie hat im Laufe langer Jahre ihre Mitarbeiter mit traditionellem Forschergeiste erfüllt, sie mit reichen Erfahrungen versehen und zu leitenden Persönlichkeiten ausgebildet. Diesem Beispiele sollte die Maschinen- und Bauindustrie zu ihrem eigenen Vorteile folgen. Einer Industrie, die von solchem Geiste beseelt ist, kann man dann auch starken Einfluß auf die Ausbildung des akademischen Nachwuchses in enger Fühlung mit den Hochschulen zugestehen, dagegen müssen die Hochschulen sich mit größter Vorsicht gegenüber den oft wechselnden, von reinen Konjunkturströmungen beeinflussten Wünschen der Industrie verhalten.

Plank, selbst ein Hochschullehrer, hat wohl recht, wenn er sagt, die verschiedenen Hochschulreformen wurden weniger aus dem Bedürfnis nach innerer geistiger Erneuerung als zur Bekämpfung einer zu gefährlicher Stärke angewachsenen und als einseitig erkannten Richtung eingeleitet.

Zu den vornehmsten Aufgaben der Hochschulen gehört es, als Hochschullehrer solche Persönlichkeiten auszuwählen, die in gleichem Maße Forscher und Lehrer, Theoretiker und Praktiker, Fachleute und ganze Menschen sind. Für die akademische Jugend gilt: Mißbrauch der akademischen Freiheit ist die größte Sünde am Geiste unserer höchsten Bildungsstätten.

Die Stellung der Technik im Rahmen der menschlichen Kultur kennzeichnet Plank etwa so: Technik ist Schaffung zweckmäßiger Werte. Im Wesen der Technik liegt es, der Menschheit Werte zu vermitteln, die zur Entlastung von körperlicher Arbeit, zur Befriedigung materieller Bedürfnisse, zur Ausübung geistiger Tätigkeit und zur Verbesserung der Lebensführung dienen. Auf der Technik und den von ihr geschaffenen Mitteln baut sich erst die Möglichkeit einer kulturellen Entwicklung auf. Die Technik ist also für die Kultur bereits eine notwendige, wenn auch nicht ausreichende Voraussetzung; zum Element der Kultur wird sie durch das Wunder der Verwirklichung von Gedanken, also durch die schöpferische, zweckdienende Tat.

Plank schließt seinen Vortrag mit einigen Worten an die Vertreter der „Geisteswissenschaften“ und sagt: sie mögen erkennen, daß ihre bisherige Geringschätzung der Technik auf einem verhängnisvollen Nichtverstehen beruht und daß die menschliche Kultur ohne die Mittel der Technik weder entstanden wäre noch weiter bestehen kann.

M. W. N.